

Die Flüchtlinge im Steinthal.

Eine Erzählung aus dem Leben Berlins.

Für die Jugend und das deutsche Volk

von
Ottokar Schupp.



Die Flüchtlinge im Steinthal.

Eine Erzählung aus dem Leben Berlins.

Für die Jugend und das deutsche Volk

von

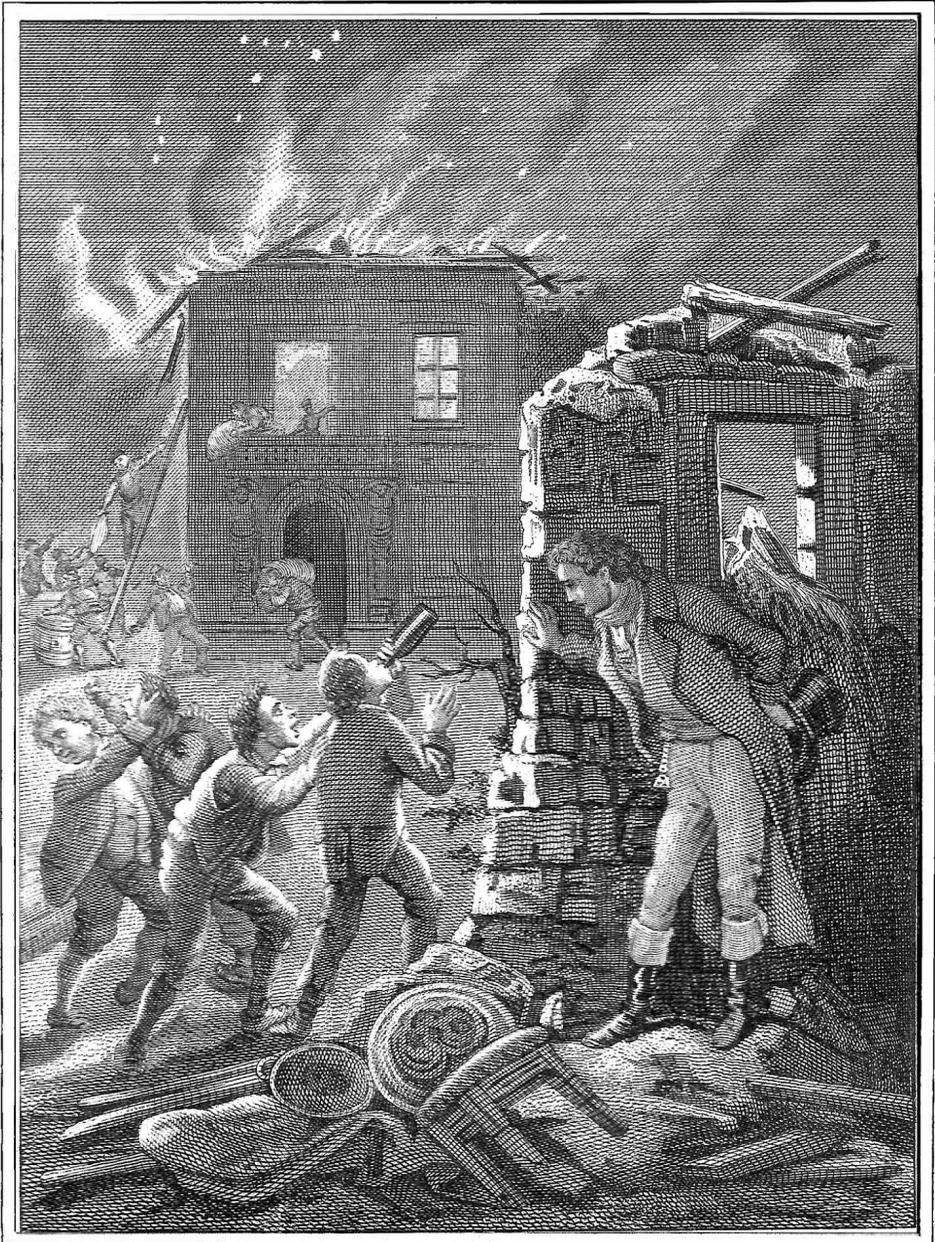
Ottomar Schupp.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagshandlung.

1879.



Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

I.

Ein Morgenritt in den Vogesen.

Die Sonne schien warm genug nach der frostigen Frühlingsnacht und gab den stark bereiften Wiesen und Wäldern und den Spinnweben an Gräsern und Hecken einen blinkenden Silberschein, der Alles prächtig kleidete und schmückte.

Alein die Blumen und Blätter schienen wenig zufrieden zu sein mit ihrer neuen glänzenden Gewandung. Als die liebe Sonne sie wärmer und wärmer umarmte, ließen die Blätter gar schlaff sich hängen und die Blumen senkten trübsinnig ihre Köpfelein und der Reif verwandelte sich in lauter Thränen, die die Kinder des Sommers weinten, daß die rauhe Nacht ihr kurzes Leben für immer geknickt hatte. Aber die mitleidigen Spinnweben und das zarte Moos des Waldes sammelten wie unzählige Tüchlein die herabfallenden, kostbaren Thränen, in denen sich die Sonne und der Himmel spiegelte.

Der Reiter, der auf munterem Roß auf der Landstraße durch Wiesen und Wälder hinritt, hatte sonst ein warm

fühlendes Herz für das Wohl und das Wehe auch des Geringsten und Kleinsten unter den lebenden Geschöpfen Gottes und er wäre gewißlich nicht unberührt an den vom Frost geknickten Blättern und den trauernden Blümlein vorüber geritten, wenn nicht Größeres und Bedeutenderes eben seine Seele bewegt hätte.

Er ritt die steilen, östlichen Abhänge der Vogesen herunter, die früher und auch jetzt wieder Deutschland gehörten, aber damals unter der Herrschaft Frankreichs standen. In Frankreich jedoch wüthete die Revolution.

Es war die Revolution der Neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die sich selbst mit Schrecken und Blut in die Weltgeschichte eingeschrieben hat und die gezeigt hat, bis zu welcher grauenhaften Stufe der Rohheit und Entfittlichung auch ein gebildetes Volk kommen kann, wenn alle Autorität gebrochen wird und alle Leidenschaften entfesselt werden.

Man bezeichnet gewöhnlich den Höhepunkt dieser Revolution mit dem Namen Schreckensherrschaft. Es ist die Zeit der Königsmörder und Menschenwürger Danton, Robespierre und Marat.

Diese Schreckensherrschaft war aber in voller Blüthe und lag auf der Menschen Gemüther damals ärger, als der Frost dort auf Blumen und Blättern, da unsere Geschichte beginnt.

Längst war die Bastille erstürmt und die Menschenrechte erklärt. Den König und die arme Königin hatte man

hingerichtet. Schon waren Ströme unschuldigen Blutes vergossen worden, aber es sollte noch so viel Blut vergossen werden, daß die Flüsse Frankreichs sich roth färbten.

Es waren schon zahllose Thränen geweint, aber ihrer sollten noch viel mehr geweint werden.

Doch sammelten diese Thränen nicht das Moos und die Spinnweben am Wege, die sammelte Gott selbst zum ewigen Gericht.

Der Reiter, der an dem sonnigen Frühlingstage die Vogesenthäler hinabritt, war nach Straßburg vorgeladen vor eine jener Revolutionsbehörden, die sich mehr durch Raublust und Blutdurst auszeichneten, als durch Billigkeit und Gerechtigkeit.

Es war der Pfarrer Oberlin aus dem Steinthal.

Er sollte vor dem allgemeinen Sicherheitsausschuß in Straßburg sein Glaubensbekenntniß ablegen und sich hinsichtlich seiner religiösen und politischen Gesinnungsweise rechtfertigen.

Oberlin hatte zwar schon schriftlich ein Glaubensbekenntniß abgelegt, aber man begnügte sich damit nicht. Er sollte noch einmal vernommen werden.

„Oberlin“ und „Steinthal“ sind berühmte Namen. Darum ist es bei Vielen nur nöthig, den Namen „Oberlin“ und „Steinthal“ zu nennen, um sie zurecht zu weisen. Denn sie kennen den treuen, frommen Mann und seine gesegnete Wirksamkeit im Steinthal gar wohl, wenn sie sich auch nicht aller Einzelheiten aus seinem Leben erinnern mögen.

Den Andern aber muß gesagt werden, daß der Pfarrer Johann Friedrich Oberlin im Steinthal trotz seiner eigenen Herzenzeinfalt und Bescheidenheit damals und auch jetzt noch überall verehrt und hochgehalten wird und zwar nicht bloß in seinem Heimathland, dem schönen Elsaß, sondern in ganz Deutschland und Frankreich und noch viel weiter, und daß wenn man die Reihe der Wohlthäter der Menschheit aufstellt, sein Name gewißlich nicht vergessen wird, sondern als ein heller Stern darin hervorleuchtet.

Oberlin setzte seine Kößlein in einen feuerigen Trab. Denn trotz des Sonnenscheins wehete eine scharfe Bergluft. Auch hatte er noch ein Stückchen Weges vor sich.

Im Gegensatz zu vielen Landpfarrern war Oberlin ein tüchtiger Reiter, der es mit manchem großen Herrn, der sich auf seine Reitkunst Etwas zu gute that, in Ausdauer und Geschicklichkeit aufgenommen hätte.

Schon zu verschiedenen Malen war es geschehen, daß er, wenn bei einem Kranken in seinem Kirchspiel seine Hausapotheke und seine medicinischen Kenntnisse nicht ausreichten, sich Abends auf das Pferd gesetzt hatte, um den 12 Stunden weiten gefährlichen Weg nach Straßburg hin und zurück zu reiten und Arzneimittel und ärztlichen Rath zu holen.

Er besaß bis in das höchste Alter eine ungewöhnliche Rüstigkeit des Leibes, so daß die Steinthaler von ihm rühmten: „Unser Pfarrer hat die Kraft eines Pferdes.“

In seiner Jugend hatte er mit Vorliebe Exercierübungen gemacht. Sein Vater wollte ihn deshalb statt Pfarrer Militär werden lassen.

Eine straffe, würdevolle Haltung war ihm dadurch geblieben trotz der Milde und Demuth seines Wesens. Desterz wurde der einfache Landpfarrer darum an fremden Orten für einen Bischof oder einen hohen geistlichen Würdenträger angesehen. Die Steinthaler dagegen nannten ihn ihren „lieben Papa“ und hingen an ihm mit der Liebe und Dankbarkeit von Kindern.

Es waren ihnen deshalb ein schrecklicher Gedanke gewesen, daß ihr „lieber Papa“ vor eine Revolutionsbehörde geladen sei, deren Ungerechtigkeit und Erbarmungslosigkeit man kannte und von der man wußte, daß in ihre Hände zu fallen, fast gewissen Tod bedeute. Am liebsten hätten sie darum Executionstruppen abgewartet, die man sicherlich von Straßburg aus geschickt hätte, um den Pfarrer zu holen, wenn er nicht freiwillig gekommen wäre, und hätten mit diesen um ihren Pfarrer gekämpft und die Revolutionsmänner mit blutigen Köpfen wieder heimgeschickt.

Doch Oberlin hatte sie gefragt: „Ist das der Erfolg meiner Predigt bei Euch? Habt Ihr nicht mehr Christenthum gelernt? Heißt es Auge um Auge, Zahn um Zahn? Oder nicht vielmehr: „Liebet Eure Feinde; segnet, die Euch fluchen; thut wohl denen, die Euch hassen; bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen? Bestehet Ihr so die Ver-

fuchung, daß Ihr Blut dem Blut, daß Ihr Revolution der Revolution entgegensetzet?

Hat nicht unser Heiland dem Petrus gesagt, der ihn vertheidigen wollte: „Stecke dein Schwert in die Scheide?“ Ist er nicht wie ein Opferlamm an das Kreuz gegangen, so ihm doch zwölf Legionen Engel zur Seite standen?

Wann werdet Ihr einmal lernen, Euch in den Rath des unerforschlichen Gottes mit Gehorsam und Ergebung zu fügen? Glaubt Ihr wirklich, Gott hätte Euch Steinthaler nöthig, wenn er mich retten will?“

Obgleich Oberlin jede Begleitung seiner Pfarrkinder verbieten hatte, waren ihm doch Etliche unbemerkt gefolgt und schauten hinter Gebüsch verborgen, wie ihr „Papa“ die steilen Abhänge der Berge hinunter ritt.

In den tieferen Thälern hatte noch Nebel gelagert; aber als Oberlin mit seinem Köhlein dort ankam, sank derselbe.

Den Steinthalern schien die durch die Nebel dringende Sonne eine gute Vorbedeutung zu haben. „Wo unser „Papa“ hinkommt, ist Sonnenschein“ sagten sie. „Es wird gut gehen.“

Wie Sonnenschein war er ja auch in das düstere, unglückliche Steinthal gekommen und hatte durch seine reiche Thätigkeit dort die Schatten und Nebel zerstreut und Licht, Glück und Segen hereingebracht.

Wenn es irgendwie jemals eine verödete, trostlose Landschaft gegeben hatte und eine durch Armuth, Unwissenheit

und Rohheit verkommene Bevölkerung, so war es gewiß in jenem unter dem Namen „Steinthal“ bekannten, vereinsamten Gebirgsthale der Vogesen gewesen, ehe Oberlin hinkam.

Das Steinthal hat acht Dörfer und etwa 9000 Morgen Ackerland und Wiesen, von denen wenigstens die Wiesen hätten vortrefflich sein können, aber auf den Aeckern wuchsen Brombeeren und Ginstern und die Wiesen waren mit Steinblöcken bedeckt und wurden durch Vernachlässigung zu Sümpfen, so daß man dort nicht bloß sprichwörtlich, sondern der Wirklichkeit angemessen sagte: „Ein Weib trägt in der Schürze heim, was ein Mann an einem langen Morgen abmähet.“

Wenn das wenige Korn, das gebaut wurde, aufgezehrt war, nährte man sich von Holzäpfeln und wilden Birnen, Kräutern und Beeren des Waldes und von in Milch gekochtem Gras.

Holz zum Brennen war genug in dem wilden Waldgebirge, aber man war zu träg, es nur zu spalten und legte ganze Baumstämme auf den Feuerheerd, die allmählig abfohlten.

Ihre Hütten, jämmerliche Bauwerke aus Stroh und Lehm klebten theils wie Schwalbennester an den steilen Berg- und Felswänden oder füllten den von dunklen Tannen umdüsterten, feuchten, moorigen Grund, den weder Sonne noch Mond beschien.

Dort hungerten und froren in Lumpen gehüllte, halb-

verthierte Menschen und lebten in stumpfsinniger Unwissenheit dahin.

Ihre Religion war blinder Aberglaube, ihre Thätigkeit wilde Prozeßsucht, ihre einzige Freude der Branntwein.

Sie konnten weder lesen, noch schreiben. Ja sie vermochten sich kaum mit ihren Nachbarn verständlich zu machen.

In ihrer Abgeschlossenheit hatten sie eine Sprachweise angenommen, die weder deutsch, noch französisch war, sondern ein entsetzliches Mischmasch, das Niemand recht verstand.

Doch war auch kein besonderer Verkehr. Die zerlumpten Steinthaler kamen selten aus ihren Bergthälern heraus und in's Steinthal führte weder Weg noch Steg.

Die Burg zum „Stein“ (Château de la Roche), deren Trümmer auf steiler Anhöhe noch in die acht Dörfer des Thales hinragten, hatte dem Steinthale (ban de la Roche) seinen Namen gegeben.

Anfangs hatten Raubritter die starke Burg besessen, bis die erzürnten Straßburger das gefährliche Raubnest zerstörten und „Gerathe von Rathsamhausen“, den damaligen Besitzer, enthaupteten. Dann waren lange Jahrhunderte die Grafen und Fürsten von Beldenz die Herren des Steinthales gewesen. Zuletzt kam das Steinthal an einen „Freiherrn von Dietrich“, Städtmeister von Straßburg, der die Herrschaft von einem französischen Marquis erworben hatte.

Daß der französische Marquis im glänzenden Paris

sich nicht um die armen Steinthaler im fernen Vogesengebirg bekümmerte, wenn nur die einzelnen Gefälle und Steuern richtig eingingen, die er in Saus und Braus vergeudete, kann man wohl begreifen. Wie konnte das stolze, übermüthige Herz eines französischen Grandseigneurs für ein Paar deutsche Bauern schlagen? Der hohe Herr, der die Bauern überhaupt, geschweige denn deutsche Bauern, kaum als richtige Menschen anerkannte, hätte Einen über solche Zumuthung ausgelacht.

Allein auch die „Dietrich“ in Straßburg, die eine deutsche Zunge und ein deutsches Herz hatten, hätten bei dem himmelschreienden Elend, das dort herrschte, besser eingreifen können, zumal der Friedrich Dietrich, der Sohn des alten Städtmeisters, der wegen seiner hohen Einsicht und Thatkraft in weiten Kreisen bekannt war. Es wäre eine ganz passende Thätigkeit für einen solchen emporstrebenden Geist gewesen, sich der armen Gebirgsbewohner anzunehmen. Doch der Mann vermochte sich nicht für die Wohlfahrt des armen Steinthals zu begeistern. Das war für seinen Ehrgeiz zu klein und unbedeutend. Er ging nach seiner Ansicht höhere Bahnen und verfolgte höhere Zwecke.

Als die Revolution ausbrach, wurde er mit ungemeinem Beifall zum „Maire“ von Straßburg gewählt und es gab kaum einen gehorsameren Diener der Revolution und keinen größeren Schwärmer für Menschenrecht und Menschenwohlfahrt.

Und doch hätte der Mann besser gethan, ein wirklicher Wohlthäter des Steinthales zu werden. Was hat das ganze Mühen und Streben des an sich edlen Mannes genützt? Er hat Straßburg in die Revolution hineingebracht und er selbst hatte einige Tage vorher, ehe unsere Geschichte beginnt, auf der Guillotine in Paris seine kurze und glänzende Laufbahn vollendet, als ein Opfer der Schreckensmänner.

So wäre das Steinthal ganz verlassen gewesen, wenn sich nicht desselben auch ein Straßburger Kind, der Sohn des dortigen Gymnasiallehrers Oberlin, der junge Pfarrer Johann Friedrich Oberlin seiner erbarmt hätte.

Ihm wurde als blutjunger Mensch die dortige Pfarrei übertragen und er opferte sein ganzes langes Leben in innigster Gottes- und Menschenliebe mit bewundernswürdiger Hingebung diesem verödeten verkommenen Landstrich.

Seine Wirksamkeit aber hatte einen staunenswerthen Erfolg. Gottes Segen war sichtlich mit seiner Arbeit. Denn es geschah durch ihn eine vollständige Umwandlung der Gegend.

Wenn wir die Berichte lesen von der Zeit vor Oberlin und von der Zeit, da er schon etliche Jahrzehnte dort thätig gewesen war, dann ist es wie ein Wunder Gottes vor unsern Augen. Wir rufen, wie ist es möglich, daß ein einzelner Mann mit einfachen Mitteln so Gewaltiges schaffen konnte?

Da heißt es unter Anderem: „die ehemalige öde Wüstenei

und Bildniß ist in einen wunderlieblichen Garten Gottes verwandelt. Wohin das Auge blickt, gewahrt es freundliche, meist aus Stein erbaute Häuser, deren Aeußeres schon einigermaßen schließen läßt auf den Geist der Ordnung und der Sauberkeit, der in seltenster Weise in ihrem Innern waltet. Sie liegen in malerischen Gruppen vertheilt, bald in reizenden Thälern, bald auf anmuthigen Bergen, umgeben von wohlgebauten Gärten und zahlreichen Anpflanzungen von Obstbäumen, die gleichsam einen Kranz bilden um die einzelnen Gehöfte, wie um die verschiedenen Dörfer und vor deren Pracht, wenn sie in ihrem Frühlingschmucke prangen roth und weiß, auch Salomo's Herrlichkeit erbleichen muß.

Klare Bäche, denen fleißige Menschenhände geregelte Betten gegraben haben, winden sich, Fruchtbarkeit verbreitend und wie Silberfäden im Sonnenlichte glänzend, friedlich durch das Thal und bewässern die Wiesen, die sie ehemals verwüsteten. Die saftigen frischen Matten breiten sich staffelweise, wie grüne Teppiche bis zu einer bedeutenden Höhe an den allmählig ansteigenden Bergwänden aus und verleihen im Verein mit den Sennen auf den Hochebenen dem Thale die Gestalt einer lieblichen Schweizerlandschaft im Kleinen.

Fruchtbare Aecker, Fabriken und Gewerbe aller Art beleben das Thal von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, und treffliche Wege bringen die einzelnen Dörfer und Weiler unter einander und mit den Hauptstraßen in Verbindung.“

Möchte man da nicht fragen, aber um Gottes willen, wo ist denn das Alles hergekommen, die Häuser, die Gärten, die Wege und Straßen? Und wo ist Alles hingekommen, die Sümpfe, die Steinblöcke, die Lehmhütten, die Holzäpfel und Holzbirnen? Ja überhaupt, wo sind die alten Steinhäler? Denn die Gesittung, die Bildung, der Wohlstand und die durchgreifende Frömmigkeit der späteren Bewohner war wahrhaft bewundernswerth und es war schwer zu glauben, daß sie die vormalig rohen, unwissenden Halbwilden seien, die vor etlichen Jahrzehnten im tiefsten Elend ihr kummervolles Leben mit Thränenbrod fristeten.

Dort ritt nun in seiner schlichten, einfachen Weise der Schöpfer dieses Gebirgsparadieses, den man wegen seiner Verdienste um die Menschheit hätte bekränzen und besingen müssen, als armer Angeklagter auf dem Wege nach Straßburg. —

Es war eine seltsame Verkettung der Umstände, daß er, ein Wohlthäter der Menschheit, sich vor den Revolutionsbehörden, die sich ja auch als „Glücksmacher der Welt“ ausposaunten, verantworten mußte.

Freilich war die Ansicht vom Glück und der Weg zum Glück bei Beiden grundverschieden. Uebrigens mußte es ein eigenthümliches und für Oberlin gefährliches Zusammentreffen werden.

Allein Oberlin fühlte weder Angst noch Groll im Herzen. Er dachte auch nicht an die Gefahren, die ihm bevorstünden in Straßburg.

Wann hätte je dieser Mann an sich selbst gedacht?

Doch die Sonne schien auf seinen Weg und zerstreute die Nebel, die vor ihm lagen.

II.

Im Wirthshaus zur Krone zu Muzig.

Einen Reisebegleiter hatte der Pfarrer aus dem Steintal denn doch trotz seines Verbotes, ihn zu begleiten. Das war die wilde „Breusch“, ein mächtiger Gebirgsbach, der, auf dem nahen Hochfeld entspringend, an dem Kirchspielsorte Urbach (Fouday) vorbeirauscht und neben der Landstraße hinspringt bis nach Straßburg, wo er sich in die Ill ergießt.

Die Breusch hatte auf dem Wege daher manchen tüchtigen Sprung gethan von Felsen und jähem Abhängen herab und hatte sich manchmal im engen Bett arg durchwinden müssen, hatte auch hin und wieder ihre Kraft probirt an den Wurzeln gewaltiger Waldbäume oder an den Steinblöcken, die ihren Lauf hindern wollten, aber sie war doch nicht so müde geworden, als das Rößlein des Pfarrers und sprang frisch und fröhlich weiter, während der Pfarrer es für gut fand, in dem Städtchen „Muzig“ in der „Krone“ eine kurze Rast zu halten, um selbst einen Imbiß zu nehmen und seinem Pferde einige Erholung zu gönnen.

Oberlin fand vor dem Gasthause „zur Krone“ einen

herrschaftlichen Reisewagen stehen, mit zwei muthigen Rossen bespannt, die eine gewisse Ungeduld zeigten, da sie so lange Halt machen mußten. Die prachtvoll und bequem eingerichtete Chaise war schwer mit Gepäck beladen, aber für den Augenblick leer von ihren Insassen. Das adelige Wappen, das früher auf der Kutschenthüre geprangt hatte, hatte ein Pinselstrich mit schmutzig rother Delfarbe für immer ausgelöscht.

Die in Frankreich jetzt herrschende Freiheit und Gleichheit duldet keine Wappen und keine Grafen und keine Barone mehr. Es gab nur noch Bürger und Brüder.

Oberlin hatte nur einen Blick auf den Reisewagen geworfen, als er schon klar war über den Charakter der Reisenden.

„Emigranten“, murmelte er.

Man bezeichnete damals mit dem Namen „Emigranten“ die Massen der in Folge der Revolution aus Frankreich flüchtenden Auswanderer. Dazu gehörte vorzüglich der Adel, aber auch sonst brave, tüchtige Männer, Kaufleute und Gelehrte, die für immer ihrer Heimath den Rücken kehrten.

Die Revolutionsgerichte hatten zwar die strengsten Maßregeln gegen diese Massen-Auswanderung ergriffen. Die Schlösser und Güter der Flüchtigen wurden unbarmherzig eingezogen und als Staatseigenthum erklärt, und wo man eines Emigranten habhaft werden konnte, verfiel er unerbittlich der Todesstrafe.

Aber da die Adeligen wußten, daß wenn sie nicht die Jacobinermütze aufsetzten und mit den Revolutionsmännern gemeinschaftliche Sache machten, sie doch verloren wären, suchten sie unter jeder Bedingung die Grenze zu gewinnen.

Für Oberlin, der schon an sich verdächtig war, wäre es klüger gewesen, weiter zu reiten, als mit „Emigranten“ zusammenzutreffen. Denn der einfache Verdacht hat Manchen damals unter das Beil der Guillotine gebracht. Aber der Pfarrer aus dem Steinthal war völlig frei von Menschenfurcht und ließ sich durch solche Bedenklichkeiten von seinem einfachen, geraden Wege nicht abbringen.

Dem Kronenwirth dagegen wäre es lieber gewesen, wenn der Graf, oder was er war, mit seiner Familie weiter gefahren wäre, als daß er bei ihm Einkehr hielt. Er bekannte sich, soweit es seine Frau erlaubte, entschieden für die Revolution und redete seine Gäste mit „Bürger“ und „Du“ an, wie es die neuen Grundsätze verlangten.

„Ein Wirth“, sagte er, „muß immer mit dem Zeitstrom schwimmen. Für ihn darf es überhaupt keine ungünstige Zeit geben. In bösen und in guten Tagen muß er seine Schäfchen scheeren.“

Er hätte dem eintretenden Oberlin gern auseinandergesetzt, wie unangenehm es ihm sei, daß dieser „Berräther und Feind des Vaterlandes“ (so nannte man damals Alle, die nicht mit der Revolution gingen), dieser „Emigrant“ bei ihm sein Absteigequartier genommen habe, allein er wußte nicht, wie er mit dem Pfarrer des Steinthales daran war.

Er schwieg deshalb und verfiel statt zu sprechen in sein ihm eigenthümliches Nervenzucken, wobei er rasch mit dem Kopfe herumfuhr, als wolle er mit seiner langen, rothen Nase sich selbst in die Schulter stechen und rieb sich seine kalt gewordenen langen, knöchigen Hände.

Als aber jetzt seine Frau erschien, um den neuen Gast zu begrüßen, fühlte er sich völlig überflüssig und verschwand rasch in den Kellerräumen des Hauses, um sich dort wie gewöhnlich Muth und Wärme anzutrinken.

Die dicke Kronenwirthin war eine resolute Frau, die sich kreuzwenig um die Revolution scheerte, sondern nach wie vor die alten Bräuche ihres Hauses aufrecht erhielt.

Die Frauen halten und vertheidigen ihre Ansichten und Gesinnungen meistens viel zäher und muthiger, als die Männer. Die Kronenwirthin in Muzig hat es wenigstens durchgesetzt, daß sie während der ganzen Revolutionszeit keinen ihrer Gäste mit „Bürger“ oder „Du“ anredete. So bedenklich sonst Jedermann wurde, trug sie das Herz auf der Zunge und redete „deutsch“ heraus, was sie dachte, mochte es Jemand gefallen oder nicht.

Den Pfarrer Oberlin kannte sie. Wen kannte überhaupt die Kronenwirthin von Muzig nicht?

„Nun, wie geht es im Steinthal?“ fragte sie. „Man hört ja wahre Wunderdinge, die Sie schaffen? Ich komme doch auch noch einmal dorthin. Sie werden sehen.“

„Aber ich bin wirklich froh, Herr Pfarrer, daß Sie heute bei uns einkehren“, sagte sie, ihren leichten, scherzen-

den Ton abbrechend, in ernster, aber zutraulicher Weise. „Wir haben heute Morgen schon viel Aufregung im Hause gehabt und wie es mit den Leuten (ich meine die adelige Herrschaft, die mit der Chaise draußen gekommen ist) werden soll, weiß ich nicht.

Doch legen Sie ab! Das Essen ist in einem Viertelstündchen fertig. Sie aber trinken noch ein Glas Molsheimer Finkenwein und ich erzähle Ihnen dabei die Geschichte.“

Schon die Erscheinung Oberlins hatte etwas ungemein Vertrauen Erweckendes, aber wenn er sein Auge voll Theilnahme und Liebe auf Jemand richtete, dann schmolz nur so dahin, was das Herz bedrückte und beschwerte.

Selbst die geschwätige Wirthin in Muzig, die auch wohl sonst nicht viel Geheimnisse bewahrte, erzählte ihm lieber.

Sie sagte von ihm: „Der guckt Einem in die Seele hinein und liest mit, ob man auch richtig sagt, was man ausdrücken will.“

Ihre Erzählung belief sich etwa auf Folgendes:

Vor einigen Stunden waren fast zu gleicher Zeit, aber von verschiedenen Seiten her, die herrschaftliche Equipage, die vor dem Hause hielt, und ein Reiter in Muzig angekommen und waren sich auf der Straße nicht allzuweit von der Krone begegnet. Der Reiter, ein großer schlanker Mann mit einem schwarzen Krauskopf und pechschwarzen, feuerigen Augen, hatte etwas sehr Erregtes, man möchte

sagen Leidenschaftliches an sich. Als er den Reifewagen, den er jedenfalls kannte, erblickte, ward er feuerroth vor Zorn im Gesicht und da sein Pferd nicht augenblicklich dem Ruck seines Zügels gehorchte, spornte und peitschte er es, daß es sich hoch aufbäumte.

Mit sich bäumendem und schäumendem Roß hielt er vor dem stillstehenden Wagen und rief knirschend vor Wuth den Insassen zu: „Warum seid Ihr nicht geblieben, wie Ihr es versprochen habt?“

Da tönte aus dem Grunde des Wagens heraus eine barsche Stimme: „Ich habe keine Lust, mich in meinen alten Tagen noch köpfen zu lassen Euch schwindeligen Franzosen zu Liebe. Ich will einmal aus diesem verfluchten Lande hinaus und lasse mich von allen Schwiegerföhnen der Welt nicht länger zurückhalten.“

Der junge Mann wurde leichenblaß vor Aufregung. Doch bezwang er sich in so weit, daß er mit allerdings vor Zorn bebender, aber doch leiserer Stimme sagte: „Es ist wohl nicht nöthig, daß wir unsern Streit hier vor aller Welt Augen ausfechten. Lasset uns dort in die Wirthschaft gehen und unsere Sache besprechen.“

Im Wagen saßen zwei Leute: ein alter corpulenter Herr, der sichtlich von Gicht und Podagra geplagt wurde, denn seine Füße waren mit Rissen und Tüchern umwickelt, und er mußte in das Wirthshaus getragen werden, und ein junges, engelschönes, aber sehr blaßes Weibchen.

Der junge Mann, der vom Pferde heruntergesprungen

war, bot der jungen Dame, die augenscheinlich seine Gattin war, den Arm. Aber sein Benehmen hatte trotz aller äußerer Artigkeit etwas Hartes und sein zorniges Gesicht verkündete Unheil, so daß das zarte Frauchen an seinem Arme zitterte und sagte.

Während des Gehens sagte der Mann mit vor Leidenschaft bebender Stimme, zwar leise, aber doch so, daß es die Wirthin verstand: „Ungetreues Weib! Du wolltest also mich heimlich verlassen?“

„Ich wollte dich ganz gewiß nicht verlassen, Robert“, sagte die Frau in einem sanften, zu Herzen bringenden Tone. „Ich wollte nur meinen armen, kranken Vater, den die Angst vor der Guillotine fast wahnsinnig macht, über die Grenze bringen und wäre dann auf unser Schloß zurückgekehrt.“

„Und wenn der Herr Vater gebeten hätte, wärest du auch über die Grenze gegangen und hättest dein Versprechen gebrochen!“

„Robert!“ rief die Frau mit einer solchen Entrüstung in der Stimme und ihre blauen sanften Augen flammten in einer solchen Kraft, daß der Mann seine Augen beschämt niederschlug.

„O ich hätte das herzige Weibchen am Kopf kriegen und küssen mögen“, bemerkte hierzu die Wirthin aus der Krone zu Muthig, „daß sie den „Gascht“ (so titulierte nach ihrer Ausdruckweise die Kronenwirthin den jungen Mann) tüchtig zurückgewiesen hat.

Es ist ein kostbares Frauchen, Herr Pfarrer. Aber deshalb will es mir auch schier das Herz abdrücken, daß sie so viel leidet und so gar niedergeschlagen und betrübt ist.

Ihr Mann hat sich nämlich für immer von ihr getrennt. Er ist fortgaloppirt, wie er gekommen ist.

Von der Unterredung habe ich natürlich nichts gehört. Denn eine rechtschaffene Wirthsfrau darf nicht horchen, und wenn es nur des Respects vor dem Gesinde wegen wäre. —

Sie hatten sich aber ein Zimmer für sich bestellt und wollten, wie sie sagten, allein sein.

Daß es nicht allzu friedlich in dem Zimmer zuging, das wir ihnen im zweiten Stock angewiesen hatten, konnte man hier unten hören. Aber auf einmal gab es einen furchtbaren Lärm. Die Thüre wurde aufgerissen. Durch die offene Thür hörten wir den Alten schreien: „O hätte ich doch niemals einen Schritt in dieses heillose Land gesetzt.“

Der Junge dagegen, der in der offenen Thüre stand, rief mit schneidendem Ton in seiner Stimme seiner Frau zu: „Du hast also jetzt gewählt zwischen mir und Deinem Vater. Gut so! Wir sind damit auf immer geschieden. Lebe wohl!“

Mit diesen Worten polterte der „Gascht“ die Treppe herunter, warf mich fast über den Haufen, sprang auf sein Pferd und fort war er.

Ein heller Verzweiflungsschrei des verlassenen Weibchens

tönte durch das Haus. Zugleich that es einen schweren Fall auf den Boden.

Ich war wie der Wind oben. Da hatten wir denn die Bescheerung. Das Frauchen lag wie todt ohnmächtig den langen Weg in der Stube und der Alte war vor Aufregung rothblau im Gesicht, so daß ich jeden Augenblick einen Schlagfluß fürchtete.

Mit Mühe brachten wir Beide wieder zurecht.

Nun sitzt der Alte oben und flucht und schwört, daß er keine Minute in diesem Lande der Narren und Guillotinen bliebe und das Weibchen weint sich fast die Augen aus und ist rathlos wie ein Kind in ihrer Verzweiflung.

Da hat Sie, glaube ich, der liebe Gott gerades Weges in unser Haus geschickt, Papa Oberlin. Sie sind der einzige Mann, der hier rathen kann.“

Es war nicht die Art Oberlins, wenn irgendwo ein Hilferuf der leidenden Menschheit an ihn herantrat, aus irdischen Rücksichten und Bedenklichkeiten auszuweichen oder die Hilfe zu verzögern.

Er hatte darum kaum die Noth der beiden Fremden erfahren und war kaum auf die Möglichkeit seiner Hilfeleistung aufmerksam gemacht worden, als er, ohne an seinen Imbiß oder an die Gefahr des Verkehrs mit „Emigranten“ zu denken, die Wirthin bat, ihn bei der Herrschaft anzumelden.

Der alte Herr voll höchsten Mißtrauens glaubte, sein Schwiegersohn schicke ihm irgend einen Pfarrer über den

Hals, um ihn kirre zu machen, daß er bliebe und schrie Kirschroth im Gesicht: „Der Pfaffe mag weg bleiben.“

Erst als es ihm durch die Rede der Wirthin klarer wurde, daß es mit Oberlin eine ganz andere Bewandinis habe und daß es seiner Tochter vielleicht wohl thue, wenn sie dem frommen Manne ihr Herz ausschütete, gab er nach.

„So mag er in Gottes Namen kommen, aber nur dann, wenn er ein ehrlicher, deutscher Pfarrer ist, Keiner dieser glattzüngigen französischen Abbé's.“

Oberlin war gewöhnlich in sehr einfacher, schwarzer Kleidung, aber trotz der Einfachheit und Anspruchslosigkeit seines Auftretens flößte die dem Mann einwohnende Würde dem Baron von Leutersleben (so hieß der Fremde) einen solchen Respect ein, daß er verschiedene, wenn auch vergebliche Anstrengungen machte, sich zu erheben.

Das junge Frauchen dagegen hatte kaum die herzliche Ansprache gehört, mit der Oberlin die beiden Unglücklichen begrüßte und hatte kaum in sein von Mitleid und Menschenliebe strahlendes Auge geschaut, als sie ihre Thränen abwischte und ihm die Hand bot. Sie fühlte fast unwillkürlich, wie dieser Mann ihr eine Stütze werden mußte. Ein Vertrauen, wie sie es sonst noch gegen Niemand so schnell und so ganz empfunden hatte, beseele sie.

Als die Kronenwirthin nach einer Weile einige Erfrischungen brachte, konnte sie ihre Gäste so vertraut zusammen sitzen sehen, als wären sie schon seit Jahren befreundet.

Der jungen Frau war es eine wahre Wohlthat, ihr gepreßtes Herz auszuschütten und einen besseren Rathher zu haben, als ihren Vater, der sich im Augenblick selbst nicht zu rathen wußte.

Sie sagte von ihrem Manne, als der alte Baron über denselben in rücksichtslofester Weise loszuziehen begann: „Robert ist der edelste Mensch unter der Sonne. Wir lebten so glücklich, wie man in der Welt nur glücklich leben kann. Die Revolution ist das schwarze Gespenst, das unser Glück überschattet hat.

Robert war zwar schon lange unzufrieden mit den Zuständen in Frankreich, die auch schlimm genug gewesen sein mögen. Ich weiß es nicht genau. Denn ich bin eine geborene Deutsche von drüben über dem Rhein aus dem Reich. Robert aber urtheilte streng über den Hof, über die Verwaltung, über Alles. Er las auch viel, besonders aus den Schriften der neuen Philosophen und ward immer unzufriedener.

Doch im Grunde that das unserm Glücke wenig Eintrag.

Ich mußte manche bittere Rede über die Regierung anhören, aber hatte er sich ausgesprochen, so war er wieder der alte, liebenswürdige Mensch. Erst die Revolution hat ihn völlig umgewandelt. Er ist nicht mehr der Alte. Die friedliche Stille des häuslichen Lebens, die ihm sonst so wohl that, verachtet er. Für seine früheren Beschäftigungen und Vergnügungen, wie die Landwirthschaft und die Jagd, hat er keinen Sinn mehr.

Er ist wie in einem ständigen Rausch. Eine Leidenschaft und eine Hast hat ihn gepackt, die er früher gar nicht kannte. Dabei tritt oft eine Reizbarkeit und Rücksichtslosigkeit zu Tage, die besonders für einen alten Mann, wie meinen Vater, schwer zu ertragen ist.

Ihn treibt jedoch nicht etwa Gewinnsucht oder Ehrgeiz oder sonst ein niedriger Beweggrund, sondern nur der Gedanke an das Wohl der Menschheit. Er möchte alle Welt glücklich machen und schwärmt für Freiheit und Menschenrechte.

Er glaubt, es könne erst dann das Heil für die Menschheit anbrechen, wenn die bisherigen faulen gesellschaftlichen Zustände gestürzt und die Menschheit auf den Urzustand zurückgeführt würde, wo sie sich frei und natürlich entwickeln könne.“

„Ja, ja“, brummte der alte Baron, „das sind die rechten Weltverbesserer und Glückmacher. Sie drehen einfach Alles herum und denken, so sei es gut; die Menschheit wäre einmal lange genug auf den Füßen gelaufen, sie könnte jetzt einmal auf den Köpfen gehen.“

Was sonst oben war, wie Stand, Rang, Bildung, Fleiß soll einmal unten hin und was sonst unten war, wie Gemeinheit, Rohheit, Unwissenheit, Faulheit soll oben hin. Die Reichen sollen arm, die Armen reich, die Fürsten sollen Bettler und die Bettler Fürsten werden. Ich sage die Welt ist rein toll geworden.

Ist das nicht die größte Verrücktheit: Mein Schwieger-

sohn macht mit wahrer Eifersucht darüber, daß jedem Nachtwächter und Kuhhirten seine Freiheit und sein Menschenrecht gewahrt wird, aber seine Frau tyrannisiert er und mich hält er wie einen Gefangenen im Schloß.“

Das Frauchen gerieth über den verben Ausfall ihres Vaters in Verlegenheit und suchte ihren Gatten zu entschuldigen, indem sie sagte: „Robert hat allerdings, da er in seinen Dörfern die Revolution einzuführen suchte, nicht immer die besten Erfahrungen gemacht und seine schönen Ideen hatten nicht den erwarteten Erfolg. Der Aerger darüber hat ihn daheim öfters verdrießlich gemacht.“

An Mißerfolgen und getäuschten Erwartungen hat es ihm nicht gefehlt“, lachte der Alte, der jedes Mal gesprächig wurde, wenn er etwas Bitteres über seinen Schwiegersohn sagen konnte. „Und wenn er noch überhaupt vernünftig werden könnte, hätten ihn diese Erfahrungen nüchtern machen müssen.“

Seine Bauern nahmen die Revolution viel praktischer als ihr Herr. Als er nämlich seinen Grafentitel (er heißt Graf „Belmont“) ablegte und sich Bürger nannte und ihr Bruder wurde, schoßen sie ihm den ganzen Wildstand zusammen, holzten ihm seine Wälder ab und bezahlten weder Pacht noch Abgaben. Und wenn er in Volksversammlungen Freiheit und Gleichheit predigte, betranken sie sich auf seine Kosten und wurden jeden Augenblick zutraulicher und gemüthlicher, so daß der hochgeborene Herr Graf, wenn er kein eingefleischter Aristokrat sein wollte, seinen

eigenen betrunkenen Kutscher, den „Bruder Kutscher“, Arm in Arm heimführen mußte, damit derselbe nicht in der Gasse liegen blieb.

In kurzer Zeit ist es dahin gekommen, daß es keine faulere, trunkenere, verwildertere Rotte gab, als in den drei Dörfern des Grafen, so daß wir froh sein durften, wenn wieder eine Nacht vorbei war und wir waren nicht massacrirt und das Schloß war uns nicht über dem Kopfe angesteckt.

Darum hat aber mein Schwiegersohn das Glückmachen noch nicht aufgegeben. Die Dörfer läßt er zwar in Ruhe, aber er wohnt jetzt in Straßburg und hält dort Reden. Von dort aus soll die ganze Provinz glücklich gemacht werden. Uns hat er verlassen und auf das einsame Schloß verbannt. Denn in Straßburg kann der Freiheitsheld einen Schwiegervater nicht brauchen, der die Revolution verflucht und verwünscht. Auf der andern Seite aber darf er auch nicht einen „Emigranten“ zum Schwiegervater haben, wenn er nicht selbst in Verdacht kommen will. Darum dürfen wir nicht auswandern. So hat er uns verboten, sein Schloß und das Land zu verlassen.“

Die junge Frau schluchzte im tiefsten Seelenschmerze. Ihr ganzer Körper zitterte und bebte. Durch die herbe Rede ihres Vaters waren alle Wunden ihres Herzens wieder aufgebrochen und bluteten von Neuem. Sie fühlte schmerzlicher als je, was sie bisher im Stillen getragen

und gelitten hatte unter der immermehr zunehmenden Lieblosigkeit ihres Gatten.

Die furchtbare Trennung für immer stand wieder vor ihren Augen.

Wie ein hülfloses, unter feinem Weh' zuckendes Kind schaute sie mit thränenden Augen zu dem Pfarrer Oberlin auf und hauchte es mehr, als daß sie es sagte: „Ich glaube, Robert liebt mich nicht mehr. Deshalb konnte er so leicht sich von mir loslagen.“

Unter diesen Worten wurde das Weibchen leichenblaß und zitterte, wie vom Frost geschüttelt.

Der Pfarrer Oberlin schaute mit mitleidigem Auge auf dieses rührende Bild unnennbaren Leides. Eine volle Thräne rann über seine gefurchten Wangen.

Da sagte das Weibchen in fieberhafter Hast: „Aber wo sollen wir hin? Fliehen wir nach Deutschland, ist die Trennung von meinem Manne für immer ausgesprochen. Gehen wir zurück auf das Schloß, ist es meines armen Vaters sicherer Tod.“

Darin, was die Gräfin sagte, lag allerdings die Schwierigkeit der augenblicklichen Hilfe. Wenn sie nach Deutschland flüchteten, hatte die Frau die Entscheidung selbst herbeigeführt und ihren Mann aufgegeben. Denn er sah darin einen Wortbruch und einen Verrath an der Liebe, den er nicht wieder verzieh.

Vorhin, da die junge Gräfin in der Hitze des Streites nur leicht hin äußerte: „wenn er sie nicht besser schütze, sei

sie gezwungen, mit ihrem Vater nach Deutschland zu gehen,“ da war jene erschütternde Scene erfolgt, wo der leidenschaftliche Mann rief: „Du hast gewählt zwischen mir und deinem Vater. Wir sind auf immer geschieden“, und wo er wie ein Wahnsinniger fortstürzte und auf seinem Pferde davonjagte. Was sollte nun aber geschehen, wenn sie wirklich über den Rhein ging?

Aber wo sollte sie in Frankreich bleiben? Wo war eine Stelle, da sie ihr Haupt ohne Lebensgefahr in Frieden niederlegen konnten?

Oberlin schaute wie betend vor sich hin. Es entstand eine tiefe Stille in dem Gemach. Endlich sagte der Pfarrer: „Ich biete Euch eine Zufluchtsstätte im Steinthal an, wo ich Pfarrer bin. Dort könnet Ihr ruhig und sicher vor allen Nachstellungen abwarten, was werden wird.

Verliert nur die Geduld und den Glauben nicht!“

Mit heißen Dankesthränen in den Augen gab das Weibchen Oberlin die Hand und sagte: „Ja, in's Steinthal!“

Selbst der sonst mißtrauische Baron hatte in der kurzen Zeit Oberlin so schätzen gelernt, daß er ihm Alles, selbst sein theueres Leben anvertraute.

III.

Sträßburg in der Schreckenszeit.

Die wilde Breusch ward immer stiller und bedenklicher je mehr sie sich Sträßburg näherte. Sie schien fast Angst zu haben, dorthin zu kommen und ihren Lauf absichtlich zu verzögern.

Während sie in den Bergen mit muthwilligen Sprüngen oft dem vorsichtig reitenden Oberlin vorausgeeilt war, ließ derselbe sie jetzt in dem ebenen Flachlande weit hinter sich zurück. Doch blickte sie zwischen Weidenstümpfen, Erlen und Ulmen hindurch verstohlen dem Reiter nach, der im Sonnenbrande auf staubiger Straße dahineilte.

Oberlin war bewegter, als sonst. Die Erlebnisse in der „Krone“ zu Muzig hatten ihn ergriffen. Dann aber näherte er sich immer mehr seiner Vaterstadt.

Er war ja, wie wir wissen, ein Sträßburger Kind und drüben winkte schon lange der Sträßburger Münster und jetzt traten auch niedrigere Thürme und Mauern in den Gesichtskreis.

Heimathluft umwehete ihn und erregte sein Herz. Er war zwar schon ein Fünfzigjähriger, aber die Erinnerungen aus der Kindheit und Jugendzeit bleiben und stürmten lebhaft wie immer auf ihn ein. Er dachte an seinen ernstesten, rüstigen und doch wieder so heiteren Vater, der mit seiner zahlreichen Kinderschaar gar manchen Ausflug hier in die

Umgehend der Stadt gemacht hatte. Er dachte an seine fromme, sinnige Mutter, der er am meisten glich, an seine Geschwister, an seine Jugendfreunde und deren Schicksal.

Doch war es hauptsächlich der Gegensatz zwischen sonst und jetzt, der ihn heute bewegte.

Straßburg hatte sich seit seiner letzten Anwesenheit gänzlich verändert. Seit die Revolution auch dort einge- zogen war, war es das alte Straßburg nicht mehr und ist es niemals wieder geworden.

Vor Oberlins Erinnerung stand noch die alte gemüth- liche deutsche Reichsstadt. Denn das war Straßburg ge- blieben bis zur Revolution, trotzdem es unter französischer Herrschaft war. Dort herrschte, wie kaum wo anders, deutsche Sitte und Art, deutsche Sprache und Tracht, deutscher Glaube und Gottesfurcht.

In den Mauern dieser alten treuen Stadt hätte sich nie die Revolution von selbst entwickelt. Sie mußte von außen hereingebracht werden.

Die Glückmacher und Freiheitshelden hielten aber auch dort ihren Einzug.

Es währte bei den ehrlichen Deutschen allerdings etwas länger, bis sie vom Freiheitschwindel erfaßt wurden. Doch zulezt wurden auch sie erfaßt wie die Andern. Auch sie tanzten um den Freiheitsbaum und jauchzten in toller Lust der neuen Freiheit entgegen.

Damals war jener hochbegabte Friedrich von Dietrich, den wir schon einmal erwähnt haben, ein Freund und

Gönner Oberlins, als Maire von Straßburg an die Spitze der Verwaltung getreten. Wenn aber je politische Freiheit und Herstellung der Menschenrechte fähig war, eine Landschaft groß und glücklich zu machen, so mußte dieser edelgedenkende, für die Freiheit hochbegeisterte Mann es fertig bringen.

Er besaß nicht bloß den Willen und die Kraft, sondern opferte sich und sein Leben für die Freiheit.

Und was war aus ihm geworden? Was war aus Straßburg geworden?

Von ihm wissen wir, daß er sein edles Streben mit seinem Blute bezahlt hatte, daß sein Haupt unter dem Beil der Guillotine in Paris gefallen war.

Straßburg dagegen war eine Beute fremder Abenteurer geworden, die im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit dort mordeten, raubten und brandschatzten und die Stadt an den Rand des Abgrundes brachten.

Ein Savoyarde, der nicht einmal ein Wort deutsch verstand, Namens „Monet“ wurde Bürgermeister oder Maire dieser deutschen Stadt und der Nachfolger des edlen Dietrich.

Er zählte kaum vier und zwanzig Jahre, aber so jung er war, so verworfen und schändlich war er. Er besaß die freche Stirne, die Verschlagenheit und Bosheit eines grauen Bösewichts und übte unsäglich viel Schlimmes. Von allen Seiten gehaßt und gefürchtet, wußte er sich doch in seiner Stellung zu behaupten, indem er dem Böbel schmeichelte und indem er den Schreckensmännern in Paris, den

Robespierres, den Dantons und Marats ein allzeit williges Werkzeug war.

Doch der eigentliche Tyrann Straßburgs war nicht dieser Monet, sondern ein gewisser „Eulogius Schneider“, ein wahres Ungeheuer an Lüderlichkeit und Blutdurst.

Obwohl früher katholischer Priester und zuletzt bischöflicher Vicar in Straßburg paßte er recht in diese grauenhafte Zeit und warf sich der hereinbrechenden Revolution völlig in die Arme.

Außerordentlich talentvoll hielt er die glänzendsten Reden über Freiheit und Menschenrecht, aber seine erste Amtshandlung war, daß er, um den guten Straßburgern eine heilsame Einschüchterung zukommen zu lassen, die Guillotine durch die Straßen der Stadt fahren ließ.

Dieses Herumfahren der Revolutions = Hinrichtungsmaschine war aber nicht etwa eine leere Drohung, sondern bedeutete den Tod von manchem reichen und angesehenen Bürger.

Eulogius Schneider war „öffentlicher Ankläger“ und „Mitglied des Revolutions-Tribunals“, Ankläger und Richter in einer Person und zugleich ein Meister in der damals viel geübten Kunst, Jemand „verdächtig“ zu machen. „Verdächtig“ zu werden und gewisser Tod war aber bei ihm ziemlich ein und dasselbe.

Ein Schandblatt, das er herausgab und das er „Argos“ oder den „Mann mit hundert Augen“ nannte, unterstützte

ihn noch reichlich, um die besten und bravsten Bürger zu verderben.

Ihm zur Seite saßen als Richter im Tribunal „Laf-fin“, auch früher katholischer Priester, „Wolf“ und „Clavel.“

Diese vier Männer entschieden über die Ehre, das Vermögen und das Leben sämtlicher Bürger Straßburgs auf bloße Anklage hin, ohne irgend welche gerichtliche Form. Anzeige, Verhör, Urtheil und Strafvollziehung, das heißt Hinrichtung, war oft das Werk einiger Stunden.

Register wurden nicht geführt und die Todesurtheile selten unterschrieben.

Von dem gottvergessenen Leichtsinne dieser Männer kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß „Clavel“, der ein Haupttrunkenbold war, meistens während der Gerichtsverhandlungen, wo über Leben und Tod von menschlichen Brüdern und über das Wohl und Wehe ganzer Familien entschieden wurde, schlief.

Er wurde erst geweckt, wenn das Urtheil zu sprechen war. Dann sagte er noch halbschlaftrunken: „Ich stimme dem Urtheil Schneiders bei.“

Schneider aber stimmte ausnahmslos stets für den Tod des Angeklagten. So stimmte auch er für den Tod des Angeklagten, dessen Namen und dessen Beschuldigung er oft nicht kannte.

So oft die Richter, wenn man sie wohl so nennen darf, Ausflüge in die benachbarten Städte und Dörfer machten,

wurden sie stets von der Guillotine nebst den Henkern und einer Schaar Bewaffneter begleitet.

Das Erste, was dann geschah, wenn sie einen Ort erreichten, war, daß sie die Guillotine aufstellten, das Zweite dagegen, daß sie sich einem schwelgerischen Mahle ergaben.

Nachdem sie gegessen und reichlich getrunken hatten, begannen die Gerichtsverhandlungen, die diesen Ungeheuern und Menschenquälern eine Art Unterhaltung gewährten.

Gleichsam zum Nachtisch wurden so ein Halbduzend geköpft, natürlich lauter Unschuldige, deren Vermögen aber die entstandenen Kosten reichlich deckte.

Für Eulogius Schneider war es aber, wenn er in der rechten Weinlaune war, ein besonderes Vergnügen, die Verurtheilten zu verspotten und die Anverwandten zu zwingen, den Leichnam des Hingerichteten und das Schaffot selbst in Augenschein zu nehmen. Wenn es Nacht war, wurde sogar die Guillotine zu diesem Zweck beleuchtet.

Der Trunkenbold „Clavel“, der stets einen gewissen Mangel in der Geldbörse verspürte, machte sich dagegen ein anderes, allerdings unschuldigeres Privatvergnügen.

Er ritt, wenn er nichts Anderes zu thun wußte, in den Straßen des Ortes umher und suchte Leute zu ertappen, die vergessen hatten, die Nationalkofarde anzulegen (Jedermann, selbst die Frauen, mußten solche tragen) oder Andere, die sich nicht „Bürger“ anredeten oder „Du“ zu einander sagten.

Traf er Einen, so legte er ihm eine völlig willkürliche

Strafe auf, die der Schuldige auf der Stelle zahlen mußte. So war er gewöhnlich Ankläger, Richter, Gerichtsdienner und Einnehmer der Strafgeelder in einer Person. Das Geld steckte er in die Tasche. Dasselbe bildete eine hübsche Nebeneinnahme.

Ueberhaupt war Geld die Hauptsache, wonach diese Ungehener neben dem Blute lechzten.

Die empörendsten Gelderpressungen waren an der Tagesordnung. So legten sie den Bierbrauern der Stadt eine Geldbuße von „255000 Livres“ auf, ohne irgend einen anderen Grund anzugeben, als daß dieselben zu viel Geld verdienten.

Von den Bäckern wurden aus gleichem Grunde 314000 Livres gefordert. Einzelne Privatleute dagegen mußten je nach ihrem Vermögen 30000 — 50000 — 100000 Livres entrichten.

Die Leute aber bezahlten. Denn im anderen Falle wurden sie als Rebellen angeklagt und wurden ihre Güter unbarmherzig eingezogen.

Das Stärkste, was in dieser Art geschah, war, daß die reicheren Bürger von Straßburg durch Gefängnißstrafen zu einem Anleihen von 9 Millionen Livres gezwungen wurden, welches Geld sie natürlich niemals wieder bekamen.

Das Volk verarmte vollständig, wozu der schreckliche Unfug, der mit den „Assignaten“ getrieben wurde, noch das Seinige beitrug. Diese Assignaten waren allmählig ganz werthlos gewordene Geldzettel, die die Regierung aus-

gab, und die von Jedermann gegen klingende Münze ausgetauscht werden mußten.

Das heißt, nach den Bestimmungen der Revolutionsregierung durfte Niemand mehr Gold und Silber als Privateigenthum besitzen, sondern hatte bei Todesstrafe sein Vermögen abzuliefern und „Assignaten“ dafür in Empfang zu nehmen.

Fürwahr eine harte Bestimmung. Aber so hart auch diese Bestimmung war und so leicht sie umgangen werden konnte, der Schrecken war so gewaltig unter den Leuten, daß Manche, die ihr baares Geld schon vergraben hatten, es aus Angst wieder ausgruben und Assignaten dafür kauften.

Selbst die Aermsten mußten ihre Pfennige hergeben.

Eine arme Frau saß unter der Thüre ihres Hauses, als die Gelderpresser vorübergingen. Ein Gensdarm fragte sie spottend: „Ob sie Silbergeld habe.“

Die ehrliche Frau sagte: „Ja, einen Sechslivres-Thaler.“

Sogleich mußte sie ihn holen und bekam Assignaten dafür.

Trotz all' der Nachgiebigkeit der guten Straßburger jedoch füllten sich die Gefängnisse und die Schaffote.

Die Straßburger tanzten nicht mehr um den Freiheitsbaum. Eine Friedhofsstille lag auf der Stadt.

Oberlin war fast bis an die Mauern der Stadt gekommen, ohne nur einem Wanderer oder einem Fuhrwerk

oder irgend einem bekannten Gesichte zu begegnen, was um so auffallender war, weil sonst auf dieser Straße ein wahres Gedränge von Wagen und Menschen stattfand und der vielbekannte Pfarrer aus dem Steinhale von allen Seiten begrüßt und angeredet wurde.

Verkehr und Handel lag ganz darnieder. Selbst die nöthigsten Lebensmittel wurden kaum vom Lande nach der Stadt gebracht. Niemand wollte für die schlechten Assignaten seine gute Waare hergeben.

Ueberhaupt strebte Niemand sonderlich nach Geldeinahmen, da die Gleich- und Glückmacher es ihnen ja doch wieder abnahmen.

Als Oberlin eben in das Stadthor einreiten wollte, begegnete ihm ein Freund und Gönner aus der Jugendzeit. Der schon bejahrte treffliche Wundarzt Dr. Ziegenhagen, bei dem Oberlin eine zeitlang Hauslehrer gewesen war und bei dem er seine ärztlichen Studien gemacht hatte.

„Unglücklichster, wo wollen Sie hin?“ rief dieser ihn erkennend in seiner norddeutschen Mundart. Er war ein geborener Brandenburger.

„Mich vor dem Sicherheitsauschuß verantworten wegen meiner politischen und religiösen Gesinnung. Ich habe von dem Präsidenten Mainoni eine Vorladung dazu erhalten“, erwiderte Oberlin.

„Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist und Sie Ihrer Gemeinde noch nothwendig sind“, sagte dringend der Arzt, „machen

Sie „Rechts umkehrt.“ Ich versichere Sie: Sie kommen nicht wieder lebendig aus diesen schrecklichen Mauern heraus.

Droben in den Bogesen, in den Ruinen Ihres alten Steinschlusses und weiter hinaus im „Feuerfeld“ muß es doch Schlupfwinkel und Verstecke genug geben, wo man sich eine Zeit lang vor diesen Tigern verbergen kann. Denn es dauert nicht mehr lange. Die Unthiere fressen sich selbst unter einander auf.

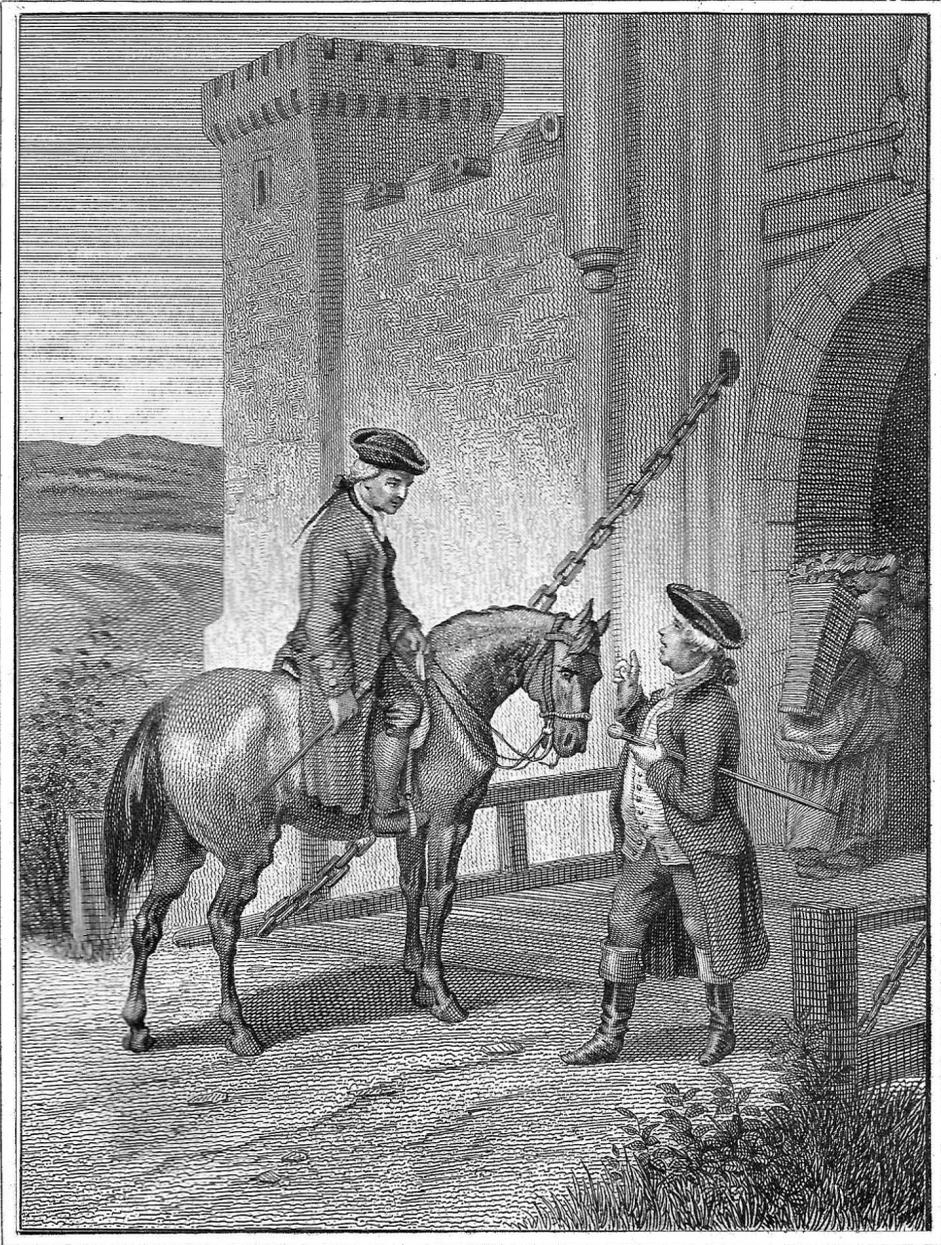
Aber ich wollte lieber mit Euren Schneestürmen kämpfen und zwischen Bären und Wölfen schlafen, als diesen Teufeln in Menschengestalt in die Arme fallen.

„Und doch werde ich nicht umkehren,“ antwortete Oberlin lächelnd, aber entschieden.

„Ich weiß,“ sagte ärgerlich der Doctor. „Ihnen kann man keine Angst machen. Wären Sie aber einmal ein paar Wochen hier und sähen die Greuel mit an. Es sollte Ihnen dann doch anders zu Muth werden.“

Es ist hier eine ganz neue Krankheit aufgetaucht. Die heißt: „der Schrecken.“ Die Menschen sterben nicht mehr am Fieber oder an Entzündungen. Sie sterben vollständig am „Schrecken“. Es ist kein Scherz. Es ist furchtbarer Ernst.

In den letzten neun Monaten sind über fünfzehnhundert Leute hier gestorben, eine für das entvölkerte Straßburg ganz ungeheure Zahl. Bei einer großen Menge aber fand man keine besonderen Krankheits Symptome. Sie sind geradezu aus „Angst und Schrecken“ gestorben.



Nun soll es Einem keinen Schrecken einjagen, wenn vor ein paar Tagen Männer, die den Stolz Straßburgs bildeten, Gelehrte und Professoren wie Stöber, Wild, Haffner, Reiskeisen, Herrnschneider und Ihr Bruder, der Universitätsprofessor Oberlin, gefänglich eingezogen wurden und man jeden Augenblick gewärtig sein kann, daß sie zur Schlachtbank abgeführt werden?

Unser Einem wäre es auch schon längst an den Krügen gegangen, wenn die Herrn Tiger uns Aerzte nicht brauchten. Aber dieselben bekommen hin und wieder auch einmal Leibschmerzen, wenn sie zu viel gegessen und getrunken haben.

Aber Freundchen, Sie werden ja ganz blaß. Haben Sie jetzt eher Lust umzukehren? Nicht wahr, diese Arznei fängt dann doch an, zu wirken?"

„Das Schicksal meines Bruders und meiner Freunde greift mich an“ antwortete sehr ernst Oberlin, „aber ich werde mich doch vor der Revolutionsbehörde stellen müssen. Dieselbe ist ja schrecklich genug, aber es ist unsere Obrigkeit. Wir haben eben keine andere. Gehorsam gegen die Obrigkeit aber habe ich immer meiner Gemeinde gepredigt und ich darf kein Beispiel des Ungehorsams geben und landesflüchtig werden. Ich darf es vor meiner Gemeinde und meinem Gewissen nicht. Obendrein fühle ich mich völlig unschuldig und wüßte nicht, wessen sie mich anklagen wollten.“

Der Arzt lachte voll Bitterkeit laut auf und sagte: „Als ob diese Schreckensmänner nach der Schuld oder Un-

schuld irgend Jemandes fragten. Wir haben jetzt ungefähr zweitausend Straßburger Bürger in den Gefängnissen, sämmtlich unschuldig, darauf können Sie sich verlassen. Und was meinen Sie, was der Sicherheitsausschuß in einer seiner letzten Sitzungen beschloffen hat? „Den Tod aller dieser Gefangenen!“ und als Grund dieses Beschlusses, damit man die Gefängnisse wieder leer bekommt, und Andere hinein stopfen kann.

Eben jener Mainoni, vor dem Sie sich verantworten sollen und der Präsident des Sicherheitsausschusses ist, hat heute den famosen Vorschlag gemacht, sechstausend Bürger auf einmal zu ertränken.

Man solle scheinbar, meinte er, einen kriegerischen Ausfall der Stadt gegen die Oesterreicher, die drüben über dem Rhein Kehl besetzt halten, ins Werk setzen und die Bürger auffordern, sich zu bewaffnen. Dann könne man so ungefähr 6000 Bewaffnete in ein Schiff laden, unter dem Vorgeben, sie sollten drüben unbemerkt landen. Habe das Schiff aber etwa die Mitte des Stromes erreicht, solle man von Straßburger Seite schießen, um die Oesterreicher aufmerksam zu machen, dann aber auch die eigenen Kanonen auf das Schiff richten. Das Schiff gerathe auf diese Weise zwischen zwei Feuer und würde sicherlich in Grund geschossen und sämmtliches Volk käme um in den Fluthen des Rheines. Diese rasche und entschiedene Art zöge er bedeutend dem langweiligen Guillotiniren vor.“

„Was sagen Sie nun“ fuhr der Arzt fort, „zu diesem menschenfreundlichen Plänchen? Glauben Sie, daß solch ein Mann die Unschuld zum Recht kommen läßt? Und wollen Sie noch vor einem solchen Ungeheuer sich freiwillig stellen, um zur Verantwortung gezogen zu werden.“

„Ich kenne keine Furcht vor Menschen,“ erwiderte in merkwürdiger Ruhe Oberlin. „Mein Vertrauen und meine Hoffnung stehet auf den, der den Daniel in der Löwengrube rettete und ohne dessen Willen kein Haar von meinem Haupte fällt.“

Dr. Ziegenhagen blickte mit bewundernder Ehrfurcht zu dem Pfarrer empor, der in seiner einfach schlichten frommen Weise eine Heldengröße zeigte, die selten in der Welt war.

Doch dabei war er voll Grimm und Schmerz, daß ein solch hochherziger, verdienstvoller Mann jenen gemeinen Subjecten zum Opfer fallen sollte, denen hundert Menschenleben kaum so viel galten, wie ein Mittagessen.

Er sagte deßhalb in ärgerlichstem Tone: „Ich will meine Patienten nicht länger warten lassen. Ich sehe doch, daß all mein Zureden nichts hilft. Wir sehen uns heute noch, so Gott will, in meinem Hause; im andern Falle werde ich Sie im Gefängniß auffuchen.“

Oberlin ritt in düsterster Stimmung in seine Vaterstadt ein. Und Nichts fand er dort, was ihn aufzuheitern vermocht hätte.

Die Straßen waren öde und leer. Jedermann hielt

sich in seiner Wohnung und ging nicht heraus, wenn er nicht mußte. Wer Einem aber etwa begegnete, hatte ein freches Verbrechergesicht und eine Jacobinermütze auf dem Kopfe.

Was Oberlin noch düsterer und trauriger machte, war die Zerstörung der Kirchen und Gotteshäuser.

Wir wissen, wie die Revolutionsmänner in Paris in frevelndem Wahnsinn unseren Herrn und Gott absetzten und jeglichen Gottesdienst untersagten, während sie der Vernunft einen Altar bauten und ihre Verehrung empfahlen.

Dieser Wahnsinn hatte in Straßburg, dieser früher so gottesfürchtigen Stadt, zuerst von allen Städten Frankreichs Nachahmung gefunden.

Nach vorhergegangener Verkündigung wurde in präherischer, pomphafter Weise der altehrwürdige Münster zum „Tempel der Vernunft“ geweiht.

Schwülstige Reden machten das Volk damit bekannt, daß man von dem Überwitz der geoffenbarten Religion zu der wahren Religion der Vernunft und der Natur übergegangen sei. Das sei das Licht, das die Revolution der Menschheit angesteckt habe.

Eulogius Schneider schwur öffentlich seine Irrthümer ab und beklagte es, Priester gewesen zu sein.

Zulezt wurde vor dem Gemeindehaus ein ungeheurer Scheiterhaufen errichtet und alle Religionsbücher, Bibeln

und Gebetbücher darauf gehäuft, deren man habhaft werden konnte.

Fünfzehn Wagen voll Thorheits=Dokumenten wurden, wie es in dem Bericht heißt, den Flammen übergeben.

Während das Feuer des Scheiterhaufens die heiligen Schriften verzehrte, tanzte der aufgeregte Pöbel um den Freiheitsbaum und feierte Orgien bis spät in die Nacht, und die Bürger der Stadt illuminirten gezwungen ihre Häuser.

Von nun an gab es keinen Sonntag mehr. Seine Feier war auf das Strengste untersagt. Kein Kind durfte mehr getauft, keine Ehe mehr eingesegnet, an keiner Leiche mehr gebetet werden.

Die Kirchhöfe heißen bezeichnend genug: „Orte des ewigen Schlafes.“

Die Kirchen wurden in Magazine umgewandelt und die Kanzeln und Altäre entfernt.

Sa die ewigen Gleichmacher mochten nicht leiden, daß es Häuser gäbe, die durch einen Thurm über die anderen Häuser hervorragten und beschloffen, die Thürme abzutragen.

Da sie aber den Thurm des Münsters nicht leicht niederlegen konnten, wurde mit vielen Kosten und Umständen das Kreuz von der Thurmspitze entfernt und eine Jakobinermütze darauf gesetzt.

Die Bürger von Straßburg aber blickten seufzend hinauf, denn unter der Herrschaft der Jacobinermütze wollte es ihnen nicht mehr wohl werden.

Oberlin dagegen ergriff grimmer Zorn, da er diese Verstümmelung und Schändung der Heiligthümer sah.

Der Zorn war noch nicht gewichen, da er die steinerne Treppe des Gemeindehauses hinauffstieg, wo der Sicherheitsausschuß seine Sitzungen hielt. Und wenn er in dieser Stimmung mit dem Präsidenten „Mainoni“ zusammengetroffen wäre, wäre gewißlich Unheil erfolgt. Aber dem Pfarrer aus dem Steinthal wurde hinlänglich Zeit gegeben, sein Blut abzukühlen.

Er wurde nicht sobald vorgelassen. Es schien in dem Hause Wichtigeres vorzugehen, als was das Verhör eines armen Landpfarrers sein konnte.

Es war ein Rennen und Laufen, ein Kommen und Gehen, ein Fragen und Flüstern, kurz eine Aufregung im Hause, die auf etwas Ungewöhnliches hindeutete und die selbst Oberlin auffiel, dem dort ja Alles fremd war.

Auf ihn achtete Niemand. Er hätte gehen können, wie er gekommen war. Doch war das seine Art nicht. Er drang mit aller Entschiedenheit darauf, daß man ihn verhören sollte.

Nachdem er erst eine ganze Masse Leute angesprochen und gefragt und lange vergebens gewartet hatte, erbarmte sich seiner ein großer, schlanker Mann, dessen krauses schwarzes Haar und dessen schwarze blitzende Augen dem Pfarrer Oberlin sofort auffielen. Denn sie erinnerten lebhaft an die Beschreibung, welche die Kronenwirthin in Muzig von dem Manne des jungen verlassenen Weibleins gegeben hatte.

Der junge Mann sagte: „Bürger Mainoni ist verhindert. Ich bin beauftragt an seiner Stelle deine Gesinnung zu prüfen, Bürger Oberlin.“

Mit diesen Worten lud er Oberlin höflich ein, in ein einfach ausgestattetes Zimmer zu treten.

Rücksichtsvolles Benehmen und feine Lebensart lag sonst nicht in der Art der Revolutionsmänner jener schrecklichen Zeit, um so mehr mußte die Artigkeit und der ungesuchte Anstand des Auftretens bei dem jungen Manne auffallen. Man sah, die Manieren der höheren Gesellschaftskreise waren ihm in der Art eigen, daß selbst die Rauheit und Rohheit seiner jetzigen Umgebung ihm dieselben nicht zu rauben vermochten.

Oberlin mußte dadurch, noch ehe derselbe sagte, er sei Bürger Belmont, daß er jener leidenschaftliche Graf Belmont war, den sein armes verlassenes Weiblein so hart angeklagt hatte.

Neben seinem aufgeregten Wesen war heute noch eine besondere Unruhe an ihm sichtbar. Ob dieselbe aber von dem Anstritte des Morgens herrührte oder eine eigene Verwandniß habe, vermochte Oberlin nicht zu unterscheiden.

„Bürger!“ sprach Graf Belmont, dessen von Natur freundliches Gesicht eine strengere Amtsmiene annahm, „Du denkst doch auch, daß es kein anderes Rettungsmittel gab, das der Welt helfen konnte, als die Revolution? Und ebenso glaubst Du doch, daß die Menschheit nur dadurch glücklich werden kann, wenn die staatlichen, die kirchlichen und

gesellschaftlichen Zustände, die durch und durch faul sind, gestürzt werden, wenn alle Schranken gebrochen und alle Bande gelöst werden und der Mensch wieder zum Ursprung und zur eigentlichen Natur zurückkehrt, so daß er wieder als Mensch unter Menschen leben kann, kurz wenn die Freiheit, die Gleichheit und die Brüderlichkeit in ihrem ganzen Umfange durchgeführt werden?“

Oberlin erwiderte: „Ich würde gern glauben, wenn ich das Glück der Menschen sähe, was die Revolution schafft.“

„Ich bin darin“, fügte er mit einem leichten Lächeln hinzu, „ein ungläubiger Thomas und will erst mit Augen sehen und mit Händen greifen, was ich glauben soll.“

Ich sehe aber überall nur Blut und Schrecken und glaube, daß wenn die Guillotine in der Art weiter arbeitet, Frankreich wohl zum Frieden kommen wird, aber zum Frieden eines Kirchhofs.“

Belmont erröthete halb vor Unmuth halb vor Scham. Denn die Thaten der Schreckensmänner waren nicht nach seinem Geschmack.

„Du redest kühn, Bürger,“ sagte er, „und wärest bei einem anderen Richter schon ein Opfer deiner Kühnheit geworden. Doch ich suche lieber Jemanden zu überzeugen und als Anhänger der Revolution zu gewinnen, als daß ich ihm sofort den Kopf vor die Füße lege.“

Ich muß Dir sagen, Bürger, daß das viele Blutvergießen mir selbst ein Greuel ist, aber ich sehe auch die Nothwendigkeit desselben ein.

„Die Revolution ist eine Operation am Staatsleben. Da sind eine Masse Geschwüre und Auswüchse, die vorerst weggeschafft werden müssen. Wer kann aber diese uralten Formen und Einrichtungen, diese eingewurzelten Vorurtheile wegschaffen, ohne hier und da ins Fleisch zu schneiden und ohne daß es tüchtig nachblutet?“

„Mein Richter“, fragte Oberlin lächelnd, „haben Sie denn auch schon gehört, daß Leute an Operationen gestorben sind? Könnte Frankreich nicht am Ende an dieser Operation zu Grunde gehen?“

Der für die Revolution fanatisch begeisterte junge Mann empfand die Wahrheit dieser Bemerkung wie einen Schlag ins Gesicht. Denn bei all seiner Verblendung waren ihm in letzter Zeit über die Gesinnung seiner Gefährten und über das Treiben der Schreckensregierung in Paris mancherlei Bedenken gekommen und sogar Zweifel, ob auf diese Weise Alles zu einem guten Ende geführt werden könne.

Zugleich fühlte er aber eine gewisse Ueberlegenheit des vor ihm stehenden Pfarrers heraus. Und in beleidigtem Stolze und erwachter Leidenschaft rief er:

„Du hast nicht zu tadeln, Bürger, sondern Dich zu verantworten, und lege jedes Wort, das Du redest, auf die Waagschale. Denn es kann dasselbe über dein Leben oder deinen Tod entscheiden.“

Oberlin sah seinen jungen Richter mit jenen milden und doch so klaren und entschlossenen Augen an, daß derselbe

seine Augen einen Augenblick niederschlagen mußte. Dann sagte er mit dem gelassensten Tone seiner Stimme:

„Warum drohen Sie mir? Ich fürchte Drohungen nicht und werde mich niemals dadurch abhalten lassen, das was ich für Recht und Wahrheit halte, zu sagen. Mein Leben und Tod steht in Gottes Hand und Menschen vermögen ohne seinen Willen Nichts dagegen und Nichts dafür zu thun.

Sie haben mich gefragt, was ich von dem Glück halte, das die Revolution schaffen wird“, fuhr er in tieferem Ernst fort, „ich muß Ihnen sagen: „Gar nichts!“ Solange der Schrecken die Thatkraft des Volkes lähmt, solange willkürliche Contributionen und Beraubungen sowie der unselige Assignatenschwindel Stadt und Land arm machen und jeden Handel und jeden Verkehr hindern, solange die Edelsten und Besten der Nation verfolgt, eingekerkert und getödtet werden, während das Land Verbrechern und Abenteurern zur Beute wird, die es plündern und morden, solange die Kirchtürme niedergerissen und Freiheitsbäume gepflanzt werden, um die ein tollgewordener zügelloser Pöbel tanzt, solange die Bibeln verbrannt werden und die Guillotine arbeitet, solange steht Frankreich allerdings am Rande des Verderbens, aber von Glück ist nicht die Rede. Wo ist das Glück? Wir wollen froh sein, wenn der Herr im Himmel mit denen nicht zu stark ins Gericht gehet, die dieses Unheil zu verantworten haben und wenn er das schwerheimgesuchte Land wie einen Brand aus dem Feuer rettet.

Junger Herr, wenn Sie aber lernen wollen, wie man ein Volk glücklich macht, ich könnte Ihnen andere Mittel und Wege angeben. Ich will mich nicht rühmen, aber wenn Sie in das Steinthal kämen.

Hier wurde der Pfarrer von dem leidenschaftlichen jungen Mann unterbrochen, der nicht mehr länger an sich halten konnte.

Eine Sprache, wie sie eben Oberlin geführt hatte, war seit lange in Frankreich nicht mehr gehört worden, aber in den Ohren eines Revolutionsmannes klang sie, wie das schwerste Verbrechen.

„Jetzt habe ich Dich durchschaut“, rief der junge Belmont. „Du bist ein Verräther. Es wäre ein Verbrechen am Staat, wenn man Dich frei wollte ausgehen lassen. Du hast dein Leben verwirkt. Du bist ein verlorener Mann.“

„Wie der Herr will“, antwortete ruhig Oberlin. „Will der Herr mich erhalten, so kann alle Eure Macht mir Nichts anhaben. Noch regiert Gott. Und wir befinden uns Alle in seiner Hand, wenn ihr auch für gut gefunden habt, Gott abzusetzen, junger Mann.“

Belmont wollte Etwas erwidern, aber er wurde durch eine Unruhe im Hause, die sich fast zum Tumult steigerte, abgehalten.

Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen. Ein anderer junger Mann mit verstörten Mienen stürzte herein und flüsterte hastig Belmont Etwas in's Ohr, wodurch auch

dessen Gesicht einen verstörten Ausdruck annahm. Dann entfernten sie sich Beide, so schnell sie konnten, durch die gegenüberstehenden Thüren, ohne sich ferner um den Pfarrer aus dem Steinthal zu kümmern.

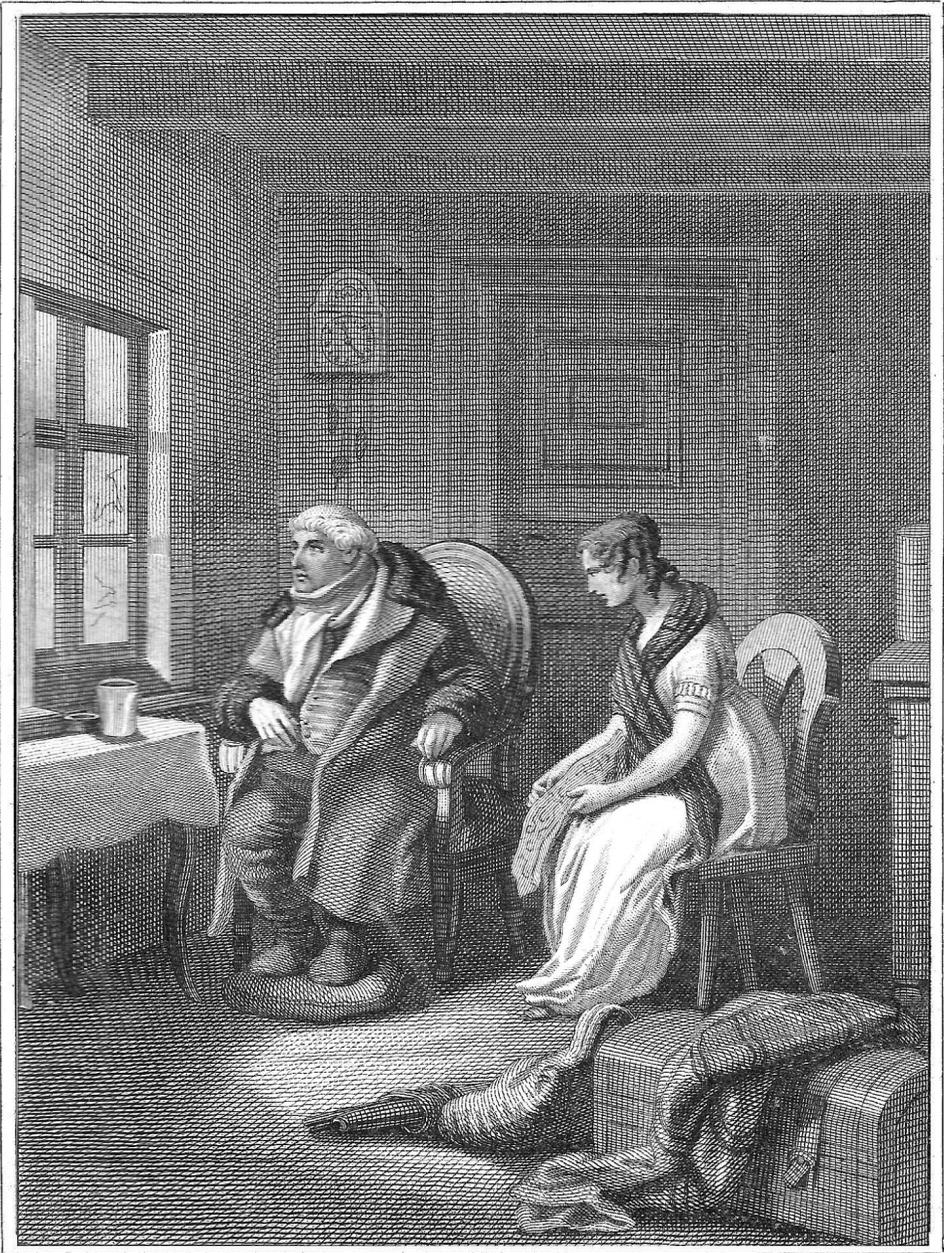
Oberlin wartete im höchsten Grade verwundert noch eine Zeit lang auf die Rückkunft seines Richters, aber als dieselbe nicht erfolgte, trat er hinaus auf die Flur. Er fand jedoch das Haus fast gänzlich verlassen und konnte nur mit Mühe den Bescheid erlangen, er solle seine Erklärung schriftlich einreichen.

Diese schriftliche Erklärung, die Oberlin später einreichte, ist noch vorhanden. Sie ist allerdings in vorsichtigerer Sprache abgefaßt, als wie er sie Belmont gegenüber geführt hatte.

Denn es mußte dem Pfarrer im Steinthal mehr daran gelegen sein, in ungestörter Wirksamkeit bei seiner Gemeinde zu bleiben, als die Bluthunde der Revolution unnöthig auf sich zu hegen. Auch fiel der Grund, den Oberlin hatte, bei Belmont sich offen auszusprechen, bei Mainoni völlig weg. Denn während vielleicht auf Belmonts Herz noch einzuwirken war, konnte eine rücksichtslose Sprache bei Mainoni nur schlimme Folgen für den Sprecher haben.

Ueberhaupt galt es, diesen schonungslos grausamen Revolutionshelden gegenüber das Wort der Schrift in Anwendung zu bringen: „Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch, wie die Tauben.“

Als an jenem Abend Oberlin das Haus seines Freun-



des, des Arztes Ziegenhagen, aufsuchte, wurde er dort auf das Herzlichste und Freundlichste empfangen.

„Ueber Ihnen hat ein Engel Gottes gewacht“, rief der Arzt ihm die Hand drückend.

„Es war Ihr besonderes Glück, daß es heute unserem Maire, jenem verschlagenen Schurken Monet, gelungen ist, seinen alten Todfeind, den Eulogius Schneider und seinen Anhang zu stürzen und zu verhaften. Die dadurch entstandene Unruhe und Bestürzung hat Sie gerettet.“

„Ha!“ sagte Oberlin, „jetzt kann ich mir auch den Tumult im Gemeindehause erklären. Dort sind sicherlich Verhaftungen vorgenommen worden.“

Sollte Belmont auch in einer gewissen Beziehung zu diesen Verhaftungen stehen? Kennen Sie den Belmont, Freund Ziegenhagen? Derselbe hat mich verhört und hat mich, als der Tumult losbrach, plötzlich verlassen, und ist nicht zurückgekehrt.“

„Das glaube ich recht gern“, erwiderte der Arzt. „Er ist auch verhaftet und wird schwerlich der Guillotine entgehen. Das Gräslein hätte davon bleiben können.“

Oberlin lief es eiskalt über den Rücken. Er mußte mit Schrecken an das Weibchen denken, das er nach dem Steinthal geschickt hatte.

Aber der Arzt rieb sich vergnügt die Hände:

„Es dauert nicht mehr lange. Ich habe es schon mehr gesagt. Die Blutmenschen fressen sich gegenseitig auf.“

Das sind Gottes Gerichte über dieses entmenschte Henker-
geschlecht.“

Der Arzt Ziegenhagen hätte gern seinen Freund über
Nacht behalten, aber Oberlin ließ sich nicht halten. Er ritt
noch denselben Abend weg. Ihn trieb es aus den blutigen
Mauern der Stadt dem Frieden seines Steinthales zu.

IV.

Ein stiller Platz im großen Sturm.

Wer kennt nicht bei uns in der kalten Jahreszeit die
Behaglichkeit und Gemüthlichkeit eines warmen Ofens und
eines brummenden Feuers? Aber doppelt behaglich und ge-
müthlich wird es, wenn draußen der Sturm heult und
Regen- und Hagelschauer wider die Fenster prasseln. Es
gruselt Einem heimlich, aber man fühlt sich desto sicherer
in der friedlichen Stube am warmen Ofen.

Das Steinthal war, während der Sturm der Revolution
durch ganz Frankreich wüthete, ein solches friedliches,
behagliches Plätzchen am warmen Ofen. Es gruselte Einem
heimlich, aber man wußte sich doch sicher vor dem heulenden
Sturm und den Schreckensschauern, die durch die Menschheit
gingen.

Ein Seebewohner hätte vielleicht ein anderes Bild ge-
braucht und das Steinthal „eine glückliche Insel“ genannt

in wogender See. Ein Südländer hätte von einer „Dase“ gesprochen mitten in der Wüste, durch welche der glühende Samum wehet. Ein Bibelleser würde voll Entzücken gerufen haben: „Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschen.“

Sie hätten ja Alle recht gehabt, wir aber wollen unser erstes Bild heibehalten.

Denn das junge Weibchen, das wir in der Krone zu Müzig kennen lernten, das wir aber jetzt nach ihrem eigentlichen Namen: „Lucia, Gräfin von Belmont“ nennen wollen, saß in einem Bauernhause im Steinthal, wohin sie Oberlin untergebracht hatte, am warmen Ofen, während draußen der Sturmwind heulte und gedachte mit demselben Bilde ihrem Vater gegenüber der Sicherheit, in der sie sich befänden.

Die Arme wußte noch Nichts von dem Schicksal ihres Mannes. Oberlin hatte es nicht über das Herz bringen können, es ihr zu sagen. Er wollte zuerst nähere Nachrichten von seinem Freunde Ziegenhagen abwarten.

Der deutsche Baron von Leutersleben dagegen fühlte sich lange nicht so behaglich und sicher in dem Steinthale, wie seine Tochter.

„Gehört das Steinthal nicht zu Frankreich?“ fragte er in seiner polternden Weise.

„Das weißt Du ja, Vater, weshalb fragst Du mich? Es ist ein Stück des Elsaßes und der Elsaß gehört leider Gottes schon lange nicht mehr zu Deutschland.“

„Nun“, polterte der Alte weiter, „wenn es zu Frank-

reich gehört, wie kannst du von Sicherheit sprechen? ist nicht ganz Frankreich im Augenblick eine einzige Räuber- und Mörderhöhle?“

„Das Steinthal bildet eine Ausnahme“, versicherte die Gräfin. „Der Revolutionsgeist ist dort nicht eingedrungen, ein anderer, höherer Geist hat mit flammendem Schwerte Wache gehalten, daß dieses Paradies nicht zerstört werde.

Wo wahres, lebendiges Christenthum herrscht“, fügte sie hinzu, „hat die Revolution keine Macht.

Ich habe viel gelernt, Vater, in den wenigen Tagen, da ich in dem Steinthale weile.

Die Leute hier haben ein ganz anderes Streben, als wie man es anderswo findet. Sie suchen nicht sowohl ihre äußeren Verhältnisse zu bessern, als vielmehr ihr Inneres, indem sie Geist und Gemüth ausbilden. Es gibt kein Gut der Welt, das sie höher schätzen, als das Heil ihrer Seele; daran arbeiten sie gemeinsam.

Sie alle mit einander verbindet ein Band der Liebe und der Gotteskraft. Ich habe noch nirgends so viele gemeinnützige Anstalten und Vereine und so viele aufopfernde Liebesthätigkeit gesehen. Jeder aber hilft an dem Ganzen mit und jeder betet mit. Es wird außerordentlich viel gebetet.

Doch wird keineswegs über dem Beten das Arbeiten vergessen.

Obwohl die Gegend arm ist, sieht man überall einen gewissen Wohlstand. Fleiß, Keilichkeit, Ordnungsliebe,

Genügsamkeit scheinen Tugenden zu sein, die durchgehends herrschen.

Man trifft nur blinkende Häuser und heitere Gesichter. Der Friede Gottes spiegelt sich auf der Erde.

Wenn es möglich ist, daß es schon eine Gemeinschaft der Heiligen hier giebt oder daß die Zeiten der apostolischen Gemeinden wiederkehren, dann ist es hier im Steinthal.

Die Leute sind glücklich.

Der Schöpfer aber des Ganzen steht demüthig unter ihnen und doch wieder so groß.

Ich habe Pfarrer Oberlin von der Stunde an, wo ich ihn sah, hochgeschätzt. Doch damals war er losgetrennt von seiner Gemeinde.

Man muß einen Menschen, um ihn richtig würdigen zu können, mitten in seinem Wirkungskreis, mitten unter seinen Schöpfungen sehen. Da sind Theile seines Wesens, die nicht fehlen dürfen zu seiner Beurtheilung.

Je mehr ich aber Oberlins Wirksamkeit beobachte, je mehr steigt er in meiner Hochachtung.

Er gemahnt mich oft an die Prophetengestalten des alten Bundes, besonders an Moses. Er ist ein geborener Führer des Volkes, der das Volk kennt und liebt und es zu behandeln versteht.

Er hat diese Steinthaler, die ein lüderliches, verkommenes Geschlecht gewesen sein sollen, gleichsam aus der Knechtschaft Egyptens herausgeführt, um sie auf den Weg nach Kanaan zu bringen.

Wenn jetzt Robert mit seinen Freiheitsideen und seiner Glückmacherei käme, dem wollte ich schon zeigen, wie das wahre Glück zu finden sei.

Wo mag Robert jetzt sein?“

Ein düsterer Schatten zog über das liebe Gesicht der jungen Frau und ein tiefer Seufzer stieg aus ihrer Brust hervor.

Wenn sie allein gewesen wäre, so wäre sie in einen Strom heißer Thränen ausgebrochen, doch um ihres Vaters willen bezwang sie sich. Wenn die Arme aber erst gewußt hätte, daß ihr Mann in schlimmster Lebensgefahr war

Es war gut, daß sie es nicht wußte. Sie hätte nur schreckliche Kämpfe durchzukämpfen gehabt, ohne zu seiner Rettung das Geringste beitragen zu können.

Sie fuhr darum in der Erzählung ihrer Beobachtungen, da sie sich bald wieder gefaßt hatte, ruhig fort: „Und doch herrscht auch hier eine Art Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, aber das ist eine andre Freiheit. Es ist die geistige Freiheit, die Freiheit von der Knechtschaft der Sünde, die Freiheit der Kinder Gottes. So ist es auch mit der Gleichheit und Brüderlichkeit. Sie gründet sich nicht wie bei den Revolutionsmännern auf die Menschenrechte, sondern auf die Gotteskindschaft. Als Gottes Kinder sind sie Brüder und Schwester und erhebt sich Keines über das Andere. Und Oberlin ist der Demüthigste unter den Demüthigen. Er sitzt mit seinem Gesinde und seinen Tag-

Löhnern an einem Tische und seine frühere Magd, die „Louise Scheppler“, ist seine getreueste Mitarbeiterin.

Ich sage dir, Vater, ich fühle mich ganz begeistert und ich könnte dir noch Stunden lang erzählen von dem, was ich schon beobachtet habe, zumal wenn ich an unsere Dörfer zu Belmont denke, wo die neue Freiheit der Revolution gerade das Gegentheil gewirkt hat. Wo lauter Trunkenbolde, Faullenzer, Räuber und Mordbrenner großgezogen wurden.

Was du dort so sehr gefürchtet hast, Vater, Verrath, Mord oder Brand, brauchst du gewiß nicht mehr zu fürchten. Hier gibt es keinen Mörder und keinen Verräther. Hier bist du vollständig sicher.“

„Ja, ja sicher, bis die Bluthiere der Revolution hier eine neue Beute ausgewittert haben“, brummte der unverbesserliche Alte. „Dann werden sie wie die Geier und Wölfe über eine wehrlose Schafheerde, über dein Paradies herfallen und werden ihren Freiheitsbaum und ihre Guillotine auch in diesen Thälern aufrichten.“

„Das werden sie bleiben lassen,“ rief die in Eifer kommende Gräfin. „Einmal glaube ich an die Gebetsmacht dieses Gottesmannes, die wie eine unsichtbare Mauer sein kleines Reich umgibt.“

Dann aber ist der Pfarrer ein ebenso kühner als kluger Mann, ein echter Volksführer, der mit den Revolutionsideen nach seiner Art prächtig umzuspringen weiß.

Ich habe Dir es noch gar nicht erzählt, um Dich nicht

unnöthig aufzuregen, aber es ist am Ende besser, wenn ich Dir es mittheile.

Du glaubst, die Revolutionsmänner wüßten Nichts vom Steinthal. Ich kann Dir sagen, daß auch dorthin ihre Befehle gelangen.

So kam vor etlichen Tagen die Ordre, daß auch hier jeglicher Gottesdienst aufgehoben und jede geistliche Amtshandlung untersagt sei.

Was thut nun „Papa Oberlin“, wie sie ihn hier nennen?

Er erhebt durchaus keinen Widerspruch, obwohl er lieber gestorben wäre, als daß er den Gottesdienst aufgegeben hätte, sondern beruft vollständig der Ordre gemäß eine Volksversammlung.

Dort theilt er den Leuten die neuesten Beschlüsse der Revolution mit und sagt: „Ihr lieben Steinthaler, so traurig die ganze Geschichte ist, es hilft uns nichts, wir müssen „Ordre pariren“ und da ist es nach meiner Ansicht das Beste, wenn wir uns so viel, wie möglich an den Wortlaut des Schreibens halten.

Dort heißt es zunächst: „wir sollten statt des Gottesdienstes Volksversammlungen halten“ — ich glaube nicht, daß Jemand Etwas dagegen zu erinnern hat.

Die Volksversammlung hat nun zuerst einen Präsidenten zu wählen, ich schlage dazu den Schullehrer vor.“

So wurde denn einstimmig der Lehrer als „Bruder

Präsident“ gewählt. Die zweite Wahl, die nothwendig war, war der „Bruder Sprecher“.

Dazu wurde auf Vorschlag des Schullehrers Pfarrer Oberlin selbst gewählt, weil er am besten zu sprechen wüßte.

„Jetzt ist nun die Frage“, fuhr Oberlin fort, „welches Haus und welchen Tag wir zu unseren Versammlungen wählen wollen. Das Haus des Bruders Präsidenten hat nur eine Stube: die Schulstube. Da geht aber kaum die Hälfte von uns hinein, besonders, da auch die Frauen gern zuhören wollen. Im bisherigen Pfarrhause ist auch der Raum gering, und so wüßte ich doch im ganzen Steinthale kein schicklicheres Haus zu unseren Versammlungen als die Kirche.“

Die Steinthaler gaben sofort ihre Zustimmung.

„Was nun den Tag der Versammlung betrifft“, sprach Oberlin weiter, „so ist der Montag ungeschickt, weil da Viele nach Straßburg zu Markte fahren, ebenso Mittwoch und Freitag. Ich dünkte also, der schicklichste und bequemste Tag wäre der bisherige Sonntag und zwar vorzüglich die Vormittagszeit von neun Uhr an.“ Auch damit waren die Steinthaler einverstanden.

So wurde die Kirche gerade wie sonst nur unter anderem Namen besucht.

Dort angekommen gestattete man dem Bruder Redner, daß er die Kanzel als Rednerstuhl benutze.

Das wunderbarste bei dieser Geschichte war, daß wäh-

rend der ganzen Komödie die größte Ernsthaftigkeit von allen Seiten beobachtet wurde. Nur hin und wieder sah ich ein zufriedenes Schmunzeln über das Gesicht des Schullehrers gehen und eine gewisse lustige Schalkheit aus dem Auge Oberlins leuchten.

Ich hätte laut auflachen mögen, aber ich mußte mich bezwingen.

Oberlin las nun auf der Kanzel nochmals den Befehl der Regierung vor und sagte: „Die Regierung will also, wir sollen gegen die Tyrannen reden. Es ist ganz recht so. Die Tyrannen muß jeder gute Republikaner hassen und unaufhörlich und ohne Waffenstillstand bekämpfen. Aber wer sind denn die Tyrannen? Tyrannen sind vor Alters die und die gewesen und haben dieses und jenes gethan.

Hier in unserem stillen Steinthale haben wir nun aber keine dergleichen Tyrannen und wäre es daher vergeblich wider sie zu reden. Ich wüßte euch aber dennoch Tyrannen zu nennen, die nicht bloß im Steinthal und in Euren Häusern, sondern sogar in Euren Herzen wohnen. Das sind die Laster der Leidenschaften, die bösen Begierden, welche wider die Seele streiten und mit denen niemals Frieden zu schließen ist. Und gegen diese Tyrannen will ich also hier reden, sowie ich Euch denn auch das beste Mittel nennen will, diese Tyrannen abzuschaffen, welches kein Anderes, ewig kein Anderes ist, als das dargebotene Heil in Christo.“

Als der Bruder Redner eine Zeit lang in solcher Weise fortgesprochen hatte, sagte er: „Sollte es nicht besser sein für mich und Euch, dazwischen Eins zu singen, und zwar, da wir keine anderen Lieder kennen, aus unserem bisherigen Gesangbuche das Euch Allen wohlbekannte Lied.“

Auf diese Weise hat also Oberlin seinen vollständigen Gottesdienst trotz der Ordres der Revolutionsbehörde ganz wie früher beibehalten und seine Kanzel ist vielleicht noch die einzige in Frankreich, wo Gottes Wort gepredigt wird, während sein Freund, der Maire von Waldbach, berichten durfte, man wäre gewissenhaft den Befehlen der Regierung nachgekommen.

Ist er nicht ein kostbarer Mann, dieser Pfarrer Oberlin? Und weiß er nicht prächtig mit der Revolution fertig zu werden?

Darum Vater, laß nur die Schreckensmänner herankommen. Sie werden Nichts gewinnen. Der Pfarrer Oberlin ist Manns genug für sie. Er ist schon in anderen Kämpfen Sieger geblieben. Er hat schon ein halbwildes Volk zu einer gesitteten, frommen Gemeinde herangebildet. Er hat Fels und Sumpf in fruchtbare Landschaft verwandelt. Er wird auch den Schreckensmännern gegenüber Sieger bleiben und ihre Angriffe abschlagen.“

Die Mühe, die sich die Gräfin gab, ihren aufgeregten Vater zu beruhigen, war ja gewiß anerkennenswerth. Doch fielen ihre Worte auf unfruchtbaren Boden. Der von Krankheit

und Angst geplagte Mann vermochte kein Zutrauen zu fassen.

„Es ist ja Alles schön und gut, was du sagst, Kind. Ich habe auch alle Achtung vor deinem Pfarrer Oberlin, und wir sind ihm für seine Bemühungen um uns großen Dank schuldig, aber sicher fühle ich mich auch im Steinthale nicht und selbst dann nicht, wenn ein paar Bataillone Soldaten zu meiner Vertheidigung hier lägen. Der Boden Frankreichs brennt unter meinen Füßen. Ich muß hinüber über den Rhein.“

Die junge Frau wurde durch ihres Vaters Rede tief betrübt. So mangelhaft auch ihre Wohnung war und so Manches die an äußeren Luxus gewöhnte Frau entbehren mußte, der kurze Aufenthalt im Steinthal war ein Sonnenblick in ihrem Leben gewesen, der ihr gepreßtes Herz etwas erleichterte.

Der Geist echter Frömmigkeit und wahren Friedens, der in dem Thale herrschte, muthete sie an und an Oberlins kühnem Gottvertrauen erstarbte allmählig ihre ermattete Seele, daß sie neue Hoffnung faßte und an eine friedliche Lösung in dem Verhältniß zu ihrem Gatten glaubte.

Ach was hätte die Gräfin darum gegeben, wenn sie ihren Vater hätte gewinnen können, daß es ihm in dem Steinthale auch gefiele. Aber alle ihre Worte halfen nicht. Er quälte sie vielmehr Tag und Nacht, sie sollten über den Rhein zurück nach Deutschland.

Doch die junge Frau mochte Nichts davon wissen, weil

dadurch die Trennung unheilbar würde. Ihre Gedanken wurden wieder schwermüthig.

Sie hatte eine Stickerie hervorgezogen, die sie an eine Jagdtasche für ihren Mann arbeitete. Tausende von Perlen waren schon darauf genähet, aber viel tausend Mal mehr Thränen waren darauf gefallen und fielen auch jetzt wieder darauf.

Ihr Vater hatte sich an das Fenster rücken lassen. Er schaute in das düstere Wetter hinaus. Seine Gedanken waren schwer und schwarz wie die Wolken draußen und seine Seele wurde von der Angst gepeitscht wie die Wälder draußen vom Sturm.

Obgleich schon der Mai gekommen war, war es dort oben in den rauhen Vogesenthälern nach einigen schönen Tagen wieder vollständig Winter geworden.

Man hatte durch die kleinen Fenster der niedrigen Bauernstube eine gewisse Aussicht. Man sah das Thal hinauf bis zu den Trümmern des alten Steinschlusses, das zwischen den dunkel bewaldeten Höhen der Vogesen unheimlich genug hervorragte. Aber man überblickte auch die Straße, die nach Urbach und Rothau und von da nach Schirmeck führte.

Dort saß der Baron gern, aber nicht etwa um durch die Trümmer der Burg erinnert der tapferen Thaten seiner Vorfahren zu gedenken, sondern um auf dem Wege zu spähen, ob keine Gefahr für ihn nahe.

Es war stille im Zimmer geworden. Man hörte nur

draußen das Heulen des Sturmes und im Ofen das Knacken und Knistern der trockenen Fichtenscheite.

Auf einmal stieß der Baron einen Schreckensruf aus und unter Köcheln und Stöhnen brachte er mühsam die Worte hervor: „Ein Gensdarm, ein Gensdarm!“

Die junge Gräfin, mehr erschrocken über ihres Vaters sonderbare Stimme, als über den Gensdarm, sprang rasch herbei und fand den alten Mann in einem sehr beunruhigenden Zustande.

Seine Augen blickten starr, seine Glieder waren steif und unbeweglich und schienen von einem inneren Krampfe durchzuckt zu werden, während sein Gesicht eine blauröthe Färbung annahm. Jeden Augenblick konnte ein Schlagfluß eintreten.

Die Gräfin ahnte die Gefahr, in der ihr Vater schwebte und wandte in verzweifelter Hast alle Hausmittel an, die sie für nützlich hielt. Zugleich schickte sie den Bedienten zum Pfarrer Oberlin, und ließ denselben bitten sogleich zu kommen. Er könne vielleicht rathen und helfen.

Oberlin erschien fast augenblicklich und brachte seine chirurgischen Instrumente mit. Denn er war, wie wir schon wissen, ja nicht bloß der geistliche, sondern auch der leibliche Arzt seiner Gemeinde. Besonders aber hatte er bei Dr. Ziegenhagen Chirurgie getrieben und sogar an dem eigenen Arm Ziegenhagens das Ueberlassen gelernt.

Auch hier bei dem Zustande des alten Barons schien

ein Ueberlaß unumgänglich geboten. Oberlin vollzog ihn deshalb unverweilt und zwar mit dem besten Erfolg.

Mit dem fließenden Blute ließ der Krampfzustand nach und Bewußtsein und Sprache kamen dem Kranken wieder, aber ebenso auch — die Angst.

„Wo ist der Gensdarm?“ fragte er in größter Aufregung.

Er beruhigte sich auch nicht, als ihm gesagt wurde, daß derselbe am Hause vorbeigeritten sei und sein Hiersein vielleicht einen ganz harmlosen Grund habe, sondern er wollte um jeden Preis auf der Stelle aus dem Lande der „Guil-
lotinen“ hinaus geschafft werden.

Da von Reisen für den Kranken keine Rede sein konnte, man ihn aber auch anders nicht zu beruhigen wußte, wurde er in das Pfarrhaus geschafft, wo ihm der opferfreudige Pfarrer sein eigenes Schlafzimmer abtrat.

Oberlin hatte neben seinen zahlreichen Kindern eine Art Erziehungsinstitut in seinem Hause, da die Revolutionsbehörde den Pfarrern jegliches Einkommen genommen hatte und die Beisteuern der Gemeinde kaum ausreichten, eine Familie zu ernähren. Sonst war das Pfarrhaus geräumig und stattlich und hätte noch mehr Gäste aufnehmen können, aber die Zöglinge hatten alle Zimmer besetzt.

Das Pfarrhaus lag in dem bevölkerlichsten Dorfe des Steinthales, in Waldbach, und hatte zumal von der Gartenseite aus eine romantische Aussicht. Außen und Innen aber herrschte eine solche Reinlichkeit und Ordnung, daß Alles trotz der Einfachheit der Einrichtung eine Art Eleganz erhielt.

Man merkte auch alsbald bei dem Eintritt in das Haus, daß man sich in der Wohnung eines merkwürdigen Mannes befand. Ueber allen Thüren standen Bibelsprüche geschrieben.

Ueber dem Speisezimmer stand: „Gesegnet sind die, welche hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen gesättigt werden.“

Innen über der Hausthür befanden sich die Worte: „Eins ist Noth.“ Daneben hing ein Christusbild. An einzelnen Thüren hieß es: „Del in der Lampe“ oder „Beständige Güte!“ „Sanftmüthige Festigkeit!“ u. a. m.

Seine Studirstube war jedenfalls das Interessanteste.

Außen an der Thüre hing eine Karte vom Steinthal. Darüber war das Wort der Schrift zu lesen: „Der Engel des Herrn lagert sich um die, die ihn fürchten.“ Zur Rechten der Karte stand geschrieben: „Nichts fehlt denen, die ihn fürchten. Er achtet auf ihr Rufen;“ zur Linken: „Schmecket und sehet, daß der Ewige gut ist. O wie gut;“ darunter: „Glücklich ist der Mensch, der ihm vertraut.“

In dem Studirzimmer selbst begegnete das Auge, wohin es auch schaute, etwas Erbaulichem und Anregendem.

An den Wänden hingen Gemälde theils von Freunden geschenkt, theils von ihm selbst zur Belehrung seiner Pfarrkinder verfertigt, Karten der vier Welttheile und Palästinas, gleichfalls eigene Arbeit, allerlei naturgeschichtliche Gegenstände, Sammlungen von Insekten und dergleichen mehr.

Mitten unter den Gemälden befanden sich unter Glas und Rahmen mehrere Sammlungen von gefärbtem Glas, auch darunter eine Nachbildung der zwölf Edelsteine des neuen Jerusalems.

Auf der Kommode dagegen stand ein Schädel nach den Grundsätzen der Gallischen Phrenologie und nicht weit davon zwei Bücherschränke einer Bibliothek für seine Pfarrkinder.

Trotz der wunderbaren Thätigkeit Oberlins in seiner Wirksamkeit für das leibliche und geistige Wohl seiner Gemeinde, behielt er noch Zeit zu verschiedenerlei Studien.

Für Naturlehre hatte er einen ganz besonderen Sinn. So trieb er unter Anderem Farbenkunde, worauf die bunten Gläser hindeuteten und ebenso Schädellehre und Gesichtskunde nach „Lavater.“ Doch hatte Alles bei ihm eine Beziehung zum Ewigen und zugleich mußte es sich praktisch verwerthen lassen.

Auch seine Gesichtskunde mußte er praktisch zu machen. Er war vielleicht der einzige Pfarrer, der jemals von Jedem einzelnen Gemeindeglied ein Bildniß besaß. In drei großen Folianten wurden die Schattenrisse eines Jeden in seiner Gemeinde aufbewahrt. Dort studirte er aus den Gesichtszügen den Character der Leute. Und man muß sagen, Oberlin besaß eine ungewöhnliche Menschenkenntniß und eine ganz besondere Fähigkeit, aus dem Gesicht den ganzen Menschen zu beurtheilen.

Nachdem er herzlich gebetet hatte, begann Oberlin schon Morgens fünf Uhr seine Arbeit und blieb in angestrebter

Thätigkeit bis spät Abends. An Bequemlichkeit und Ruhe dachte er gar nicht.

Es stand ein Kanapee in seinem Zimmer, aber es konnte schon deshalb nicht benutzt werden, weil es jahraus jahrein mit Büchern belegt war.

Seine Selbstüberwindung ging so weit, daß er sich das, was ihm am Besten schmeckte, entzog, um es den Armen zu Gute kommen zu lassen. Das Tabakschnupfen wollte öfters bei ihm zur Leidenschaft werden. Allein so oft diese Neigung zu stark werden wollte, pflegte er zu sagen: „Ach, meine Dose, Du willst über mich herrschen? Ich will Dir zeigen, wer von uns Beiden gehorchen muß. Marsch ins Prison!“

Dann schloß er seine Dose eine Zeit lang ein.

Nicht minder thätig, wie in seiner Studirstube, war Pfarrer Oberlin neben seinem Unterricht und seiner Seelsorge in seiner Werkstätte.

Dieselbe enthielt eine Drechslerbank und das sämmtliche Handwerkszeug eines Schreiners und Zimmermanns, sowie eine Buchdrucker- und eine Buchbinderpresse.

Es gingen kaum Bücher, Hefte oder Karten in seine Gemeinde, die nicht von der Hand des Pfarrers gedruckt, geheftet oder colorirt waren. Die Kalender für das Steintal schrieb, druckte und heftete Oberlin alle selbst.

Es grenzt an das Wunderbare, was der Mann leistete, aber auf der anderen Seite auch, was er gab. Seine Liebesgaben flossen so reichlich und so bedeutend, als wenn

er über einen unerschöpflichen Schatz zu gebieten hätte, und sein Einkommen belief sich doch kaum je über dreihundert Thaler.

Allein die drei Liebesbüchsen, die er aufgestellt hatte, und wohinein er den Zehnten seines ganzen Einkommens legte, wurden nicht leer. Es ruheten der Segen dessen darauf, der auch dem Herrmann August Franke jene ungeheuren Summen gab, womit er das Waisenhaus in Halle baute.

Aus den drei Büchsen wurden nicht bloß Lehrer und Lehrerinnen unterstützt, Bücher angeschafft, Schulen gebaut, Arme gespeist und gekleidet, Kranke unterhalten, sondern sogar Wege gebaut und Feuerspritzen gekauft.

Allerdings gab auch das ungemein geordnete Hauswesen Oberlins die Möglichkeit, eine reichere Wohlthätigkeit zu üben.

Dieses Hauswesen wurde nach dem Tode seiner Gattin durch die treueste und frömmste Magd, die es je gegeben hat, geleitet, durch jene bekannte Luise Scheppler, durch die allein es Oberlin vermochte, seine so gesegneten Kleinkinderschulen ins Leben zu rufen.

Ueberhaupt war das Haus Oberlins wie ein Sauerteig im Steinthal oder wenn wir so sagen dürfen wie eine Sonne, von der alle Wärme, alles Licht und alle Belebung ausgeht. Es herrschte dort ein Geist der Zucht, der Liebe und des Gebets, wie man es kaum wieder findet.

Die Steinthaler wußten und fühlten das. Wenn Kin-

der lärmten in der Nähe des Pfarrhauses, sagten sie: „Stille, unser Papa betet.“

Die Kinder hatten eine Verehrung und Liebe zu ihrem Vater sonder Gleichen, allein ebenso schwärmerisch hingen alle Dienstboten und Hausgenossen an dem merkwürdigen Manne.

Einft fand Oberlin eine seiner Mägde trübsinnig dastehen. Er fragte sie, was ihr fehle. Sie antwortete darauf, daß sie darüber nachgedacht habe, daß es im Himmel keine Dienstboten gäbe und daß sie ihm deswegen dort nicht dienen könne.

Auch Gäste, die Oberlin stets mit der größten Gastfreundschaft aufnahm, fühlten sich so wohl und so von dem Geiste des Hauses erfaßt, daß es ihnen hernachmals schwer hielt, von dem liebenswürdigen Manne zu scheiden.

Selbst der Baron von Leutersleben, den sonst seine Furcht fast unzugänglich machte, konnte sich dem Geiste des Hauses nicht ganz erwehren.

Die stille, unermüdlige Arbeit im Hause verbunden mit dem hohen Streben, das durch Alle hindurchging, wobei Niemand nach Menschen fragte, auch nicht nach den Schreckensmännern der Revolution, sondern allein nach dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle, ließ ihn sein eigenes Sorgen und Zagen fast als kleinlich erscheinen. Und wenn die Furcht hin und wieder durchbrach, mußte er sich gefallen lassen, daß ihm Oberlin ihn verwundert ansehend

sagte: „Ich fürchte mich nicht, denn meine Standarte ist das Evangelium.“

Uebrigens war diesmal die Furcht des Barons nicht so ganz unbegründet. Es kamen jetzt jeden Tag Gensdarmen und durchsuchten zuletzt jedes Haus in den Dörfern des Steinthales.

Sie fahndeten, wie sie sagten, nach Einem der gefährlichsten Verräther, auf dessen Kopf ein bedeutender Preis gesetzt war.

Auch das Pfarrhaus wurde durchsucht und der Baron von Leutersleben wäre ein verlorener Mann gewesen, wenn ihn nicht die Kaltblütigkeit Oberlins gerettet hätte.

Er war ja freilich der geächtete Verräther nicht, aber die Gensdarmen hätten den deutschen Baron als gute Beute erklärt, wenn sie ihn entdeckt hätten.

Er saß in dem Schlafzimmer Oberlins. Der Gensdarm aber ging von Zimmer zu Zimmer, die ihm jedes Mal der Pfarrer auf das Artigste öffnete. Als sie an das Schlafzimmer gelangten, fragte Oberlin: „Bruder Gensdarm willst Du auch hier eintreten? Es ist mein Schlafzimmer und kein Verräther, wie Du ihn suchest, darinnen.“

Der Gensdarm verzichtete mit artigen Entschuldigungen auf die Durchsuchung dieses Zimmers und der Baron war gerettet.

Zum Glück hatte er gar nicht die furchtbare Gefahr geahnt, in der er geschwebt hatte. Er wäre gewißlich aus bloßer Angst gestorben.

Ebenso ahnte die junge Gräfin nicht, daß der geächtete Verräther, auf dessen Haupt man einen Preis gesetzt hatte, Graf Belmont, ihr Gemahl, war. Sie hätte sonst nicht so eifrig und heiter sich an den Liebeswerken des Hauses theiligt.

Doch betete sie unbewußt für ihn, indem Pfarrer Oberlin beim gemeinschaftlichen Gebet vorschlug, für einen armen geächteten Flüchtling zu beten.

V.

Ein armer Flüchtling.

Graf Belmont war, wie wir wissen, an demselben Tage, an dem der Schreckensmann Straßburgs und des ganzen Elsaßes, Eulogius Schneider, gefangen genommen worden war, ebenso wie die übrigen Anhänger Schneiders: Wolf, Nestlin, Clavel, Morlin und Andere, verhaftet worden.

Wir können es ja nicht leugnen: Belmont gehörte zu den näheren Freunden Schneiders, dieses Auswurfs der Menschheit.

Allerdings waren seine Hände rein von Blut; auch hatte er sich nie an den Schwelgereien dieser Schreckensmänner theiligt, aber ihre Ideen zur Verbesserung der Menschheit stimmten mit einander. Oder besser gesagt, Schneider beherrschte geistig den Grafen vollständig und berichtigte nach

seiner Art dessen Ideen und vervollständigte dessen Gedankenkreis.

Eulogius Schneider war ja ein begabter, außerordentlich geistreicher Mensch, was immer wieder trotz seiner Verworfenheit hervortrat.

Während seine Genossen „Clavel“, „Laffin“ und Conforten fast viehisch mordeten und schwelgten, knüpfte er an Alles, was er that, eine geistreiche oder jedenfalls witzige Auseinandersetzung und Rechtfertigung seines Benehmens und brachte es in einen gewissen Zusammenhang mit den herrschenden Ideen.

Freilich lag in seinen Gesprächen und seinen Witzgen oft ein erschrecklicher Hohn und eine niederträchtige Menschenverachtung, und seine Schlüsse machten die kuriossten Sprünge und Purzelbäume, aber der Mann konnte bei seiner rednerischen Gewandtheit und seiner witzigen Schlagfertigkeit besonders einem geistig unfertigen jungen Manne, wie dem Grafen, entschieden imponiren.

Außerdem zog Schneider absichtlich den Grafen sehr an sich heran und unterhielt sich sehr gern mit ihm und bevorzugte ihn, wo er nur konnte.

Da seine Gefährten seine geistreichsten Raisonnements geringschätzten und verachteten, that es ihm wohl, an dem Grafen einen eifrigen Zuhörer und Bewunderer zu haben, oder wenn derselbe widersprach, ihn mit dialectischer Schärfe zu schlagen. Auch mochte in diesem Gesunkensten aller Menschen noch hin und wieder das Bedürfniß wohnen, sich aus

dem ihn umgebenden Roth und Schlamm zu erheben und reinere Luft zu athmen in der Nähe dieses unverdorbenen jungen Mannes. Ist es ja doch selbst dem unsaubersten Thiere nicht unangenehm, wenn ihm hin und wieder ein frisches Strohlager bereitet wird.

Es war freilich wunderbar, daß der junge Graf sich trotz des genauen Umgangs mit Eulogius Schneider und trotz seiner Abhängigkeit von ihm rein erhalten hatte, aber dieselbe verblendete Schwärmerei, welche ihn in die Nähe dieser Schandmenschen geführt hatte, bewahrte ihn vor ihren Niederträchtigkeiten.

Während die Andern kaltblütige Schurken und gemeine Verbrecher waren, blieb er ein heißblütiger Schwärmer, der nie einen nüchternen Blick in die Verhältnisse that, der selbst bei aller Gutmüthigkeit gegen seine liebenswürdige, kindliche Frau den grausamen Despoten spielen konnte.

Aber ihm sollten die Augen noch aufgehen.

Der Maire von Straßburg, Monet, welcher Schneider und seine Genossen einkerkeru ließ, war wie wir wissen um kein Haar besser als die Andern, nur ein größerer Intriguant, obgleich er noch so jung war. Er wußte, daß, wenn er den Eulogius Schneider nicht stürzte, dieser ihn stürzen würde. Zwischen Beiden war ein Intriguenpiel auf Leben und Tod, wo es hieß: „Er oder Ich.“ „Sie fressen sich gegenseitig auf:“ war das Wort Dr. Ziegenhagens. Monet aber blieb Meister.

An demselben Tage, an dem Oberlin nach Straßburg

ritt, war Gulogius Schneider, der längere Zeit in den einzelnen Orten des Elsaßes die Guillotine hatte arbeiten lassen, von dem Städtchen „Barr“ aus in einem prächtigen Aufzuge sechsspännig, von Nationalgardisten begleitet, wie ein Fürst in Straßburg eingefahren.

Der Uebermuth hatte ihn verleitet, auf diese Weise den Sitten und Bräuchen der Revolution, die eine gewisse Rauheit und Einfachheit wenigstens zur Schau stellten, geradezu Hohn zu sprechen.

Wo die Gleichheit oberster Grundsatz war, durfte Niemand sechsspännig fahren.

Monet erfreut über die Blöße, die sich sein Gegner gab, benutzte den Anlaß, um sich seiner Feinde zu bemächtigen. Die eigentliche Anklageschrift wurde erst später ausgefertigt.

Nur durch Ueberraschung konnte Monet siegen. Gulogius Schneider war viel mächtiger und einflußreicher, als er.

Als Schneider schon gefangen saß, zitterte Monet noch immer und sagte: „Wenn uns Schneider entwischen sollte, so laufen wir Gefahr, niedergeschossen zu werden.“

Monet vergaß darum auch Keinen der Anhänger Schneiders gefangen zu nehmen und sie in sicherem Gewahrsam in den tiefsten Gefängnißzellen einzukerkern. Denn so lange sie frei waren, mußte er fürchten, daß sie Schneider befreien.

Graf Belmont war auf diese Weise auch unter die Gefangenen gerathen und saß, die Hände gefesselt, in dem dunklen Verließ eines der Stadthürme.

Belmont gehörte keineswegs zu den ergebenen stillen Gefangenen. Er war eine leidenschaftliche heftige Natur, die sich Luft machen mußte, um nicht in dem Zorne zu ersticken und in der Erbitterung über die schreiende Ungerechtigkeit, die an ihm geübt worden war.

Doch die Gefängnißketten werden nicht sanfter, auch wenn man sie noch so oft schüttelt und die kalten feucht triefenden Gefängnißmauern sind so düstere, schweigsame Zuhörer, daß zuletzt der beredteste Mund verstummt.

Auch die Zornausbrüche Belmonts kamen zum Schweigen, wie in diesen Mauern zuletzt jedes Seufzen und Stöhnen zum Schweigen gekommen war.

Aber wie es bei so leicht erregten Naturen wie Belmonts meistens der Fall ist, versank dieser Mann sofort nach der stürmischsten Leidenschaft in die äußerste Niedergeschlagenheit und Verzagtheit.

Er wußte, daß Gefangenschaft und Tod in dieser Schreckenszeit der Revolution fast ein und dasselbe war, und daß von einem Gegner wie Monet weder Gerechtigkeit noch Erbarmen zu hoffen waren.

Er hatte vielleicht nur wenige Stunden, um vom Leben Abschied zu nehmen. Den nächsten Morgen schon konnte er auf der Guillotine stehen. Ihm graufete vor der Guillotine. Sein junges frisches Leben bäumte sich gegen einen so schnellen furchtbaren Tod.

Unwillkürlich mußte er an seinen Schwiegervater denken und an dessen Angst vor der Guillotine. Zugleich

kamen ihm die Gedanken an sein verlassenes, unglückliches Weibchen und an seine schwere Verschuldung gegen sie und an die durch seinen muthmaßlichen Tod für immer ausgesprochene Trennung.

Trennung — ewige Trennung ohne Veröhnung!

Diese Gedanken kamen mit solcher Macht über ihn, daß sie ihn fast überwältigten. Sein Blut wallte heiß nach dem Kopfe und von dem Kopfe wieder zurück nach dem Herzen. Er rang die gefesselten Hände und stöhnte wie ein Verzweifelter.

Seine Liebe war ja nicht erloschen. Sie war nur von der Revolution gleichsam in Banden geschlagen.

In einem alten deutschen Märchen wird von dem „eisernen Heinrich“ erzählt, daß er, damit sein Herz nicht springe aus lauter Leid und Wehe über die Schmach seines Herrn, drei „eiserne Ringe“ um sein Herz gelegt habe.

Solche eiserne Ringe waren auch um das Herz des Grafen Belmont gelegt, so daß er seine Liebe fast vergaß. Der erste Ring hieß: „Schwärmerei“. Der zweite hieß: „Abhängigkeit von seinen Freunden;“ Der dritte Ring hieß: „Falscher Stolz.“

Wie aber bei dem „eisernen Heinrich,“ die Ringe in der Freude seines Herzens über die Rettung seines Herrn nacheinander zu springen anfangen, so fing auch bei dem Grafen in jener furchtbaren Nacht, der so heiß erwachte Liebes Schmerz an, die Ringe um das Herz zu sprengen.

Von seinen Augen war wenigstens die Verblendung hin-

weggenommen. Er sah seine eigene Härte und Ungerechtigkeit und die rührende Geduld und den schweren Kampf seines braven Weibchens und sein Zorn über sich selbst wurde nur übertroffen durch das schneidende Wehe, das ihm der Gedanke an den Kummer seiner Frau machte.

Das Echo des Verzweiflungsschreies seiner geplagten Frau, die weder von ihm noch von ihrem Vater lassen wollte, drang durch die Nacht seines dumpfen Kerkers. Er schlug sich in seiner leidenschaftlichen Weise mit den gefesselten Fäusten wider die Stirne.

Wo war jetzt die Arme? War sie mit ihrem Vater über den Rhein gegangen? War sie nach Schloß Belmont zurückgekehrt, um ihn nicht zu betrüben?

Lucie! Lucie! Wo bist Du?“ rief er laut.

„Mag sie sein, wo sie will, für mich ist sie auf immer verloren“ sagte er nach einer Weile mit einem unbeschreiblichen Schmerze in seiner Stimme. „Ich bin ihrer nie werth gewesen, sonst hätte ich diese köstliche Perle nicht so schändlich verschleudern können.“

Derselbe Mann, der am Morgen sich in grellem Zorne von seiner Gattin auf ewig schied, saß am späten Abend laut weinend auf dem Strohbündel seiner Gefängnißzelle, während ihm fast das Herz brach von ungestillter Sehnsucht nach der Verstorbenen.

Endlich mußte er eingeschlafen sein und er mußte tief geschlafen haben. Denn, als er erwachte, drang durch ein Luftloch nahe an der Decke seiner Zelle das helle Tages-

licht herein und vor ihm stand der Gefängnißwärter, der ihn einer Militärwache übergab.

Halb schlaftrunken und fröstelnd wankte der Gefangene in den kalten Morgen hinaus. Er dachte kaum etwas. In seinem Gehirn nebelten noch die Träume der Nacht. Auf einmal aber ergriff den Unglücklichen der Gedanke: „Es geht zur Guillotine und Du hast vielleicht kaum noch zehn Minuten zu leben.“

Er erbleichte und schauderte. Er sah das nach dem Guillotinenplatz hinströmende Volk.

Doch im Angesicht des Todes erwachte der ihm angeborene Muth. Noch eine schmerzliche Erinnerung weihete er seinem jungen verlassenen Weibchen, dann raffte er sich zusammen, um heldenmüthig als Märtyrer für seine Freiheitsgrundsätze zu sterben.

Vor der Hand war es übrigens noch nicht so weit.

Der Maire Monet hatte nicht die Macht, einen Mann von der Stellung des Eulogius Schneider oder seiner Anhänger hinrichten zu lassen. Er beabsichtigte dieselben als Gefangene sobald als möglich unter starker Bedeckung nach Paris zu schicken zu ihrer dortigen Aburtheilung. Aber er wollte doch zuvor seine besondere Rache haben und sein Herz weiden an der Demüthigung seines Todfeindes.

Er ließ deshalb den Eulogius Schneider und seine Mitgefangenen zum Schauspiel für die Menge an derselben Guillotine anbinden, die ihn so oft zu seinen Triumphen auf seinen Schreckenszügen begleitet hatte und die so

manchen Todesſchrei ſeiner unglücklichen Opfer vernommen hatte.

Die Menge jauchzte dem neuen, ſeltſamen Schauspiele zu. Sie hatte wohl früher auch den Reden des Eulogius Schneider zugejauchzt, aber das war über dem neuen Anblick vergeſſen.

Eulogius Schneider war eine gefallene Größe und über die gefallenen Größen ſchritt die Revolution gar raſch hinweg. Auch waren unter dem Volke eine ganze Maſſe Leute, die nur die Furcht vor dem Tyrannen zu ſeinen ſcheinbaren Anhängern gemacht hatte und die jetzt frei aufathmeten, da der Tiger gefeſſelt war.

Mit Hohn und kalter Schadenfreude wiefen ſie das Betteln und Flehen Schneiders um Hilfe zurück.

Es gab wohl auch noch Andere, wie der Dr. Ziegenhagen, die die Gerechtigkeit Gottes priefen, der den Greueln dieſes Ungeheuers in ſeiner Weiſe endlich ein Ziel geſetzt hatte.

Dem jungen Grafen Belmont aber kam ein wahrer Abſcheu vor ſeinem früheren Genoffen, als er die winſelnde Geſtalt zähneklappernd erblickte, die in der Angſt um das Leben alle Würde und Haltung verloren hatte.

War das der ſonſt ſo ſicher und ſiegesgewiß auftretende Schneider? War das der große Freiheitsapostel der Menſchheit, vor dem alle die geringeren Geiſter ſich freiwillig beugten?

Der gemeinste Verbrecher in seiner Todesfurcht konnte keinen erbärmllicheren und elenderen Anblick gewähren.

Belmont mußte unwillkürlich an den unerlöschlichen Muth und das Gottvertrauen des Pfarrers Oberlin denken und die beiden Männer in Vergleich setzen. Dieser einfache Landpfarrer hatte einen nachhaltigeren Eindruck auf ihn gemacht, als er selbst ahnte.

Zum ersten Mal kamen ihm Bedenken, ob seine Freiheits-Ideen richtig seien und ob auf dem Wege der Revolution das Glück der Menschheit zu erreichen sei. Die eisernen Ringe ums Herz kamen immer mehr ins Sprengen.

Doch sollte der Graf noch Gelegenheit genug finden, in die innere Gemeinheit und Feigheit seiner Genossen hineinzuschauen.

Sie blieben von jetzt an zusammen an der Guillotine, bis sie in den Nachmittagsstunden in einem verdeckten Wagen unter starker Bewachung auf der Straße nach Paris zu weiter gebracht wurden.

Bei diesem Zusammensein aber trat, da im Angesichte des gewissen Todes alle Heuchelei aufhörte, die eigentliche Natur der Einzelnen immer unverhüllter hervor. Ihre sonstigen Phrasen von Freiheit, Volkswohl und Vaterland verschwanden und es zeigte sich eine so nackte, niederträchtige Selbstsucht, daß Belmont innerlich erbebte und erschrock und sich fragte, wie es nur möglich gewesen wäre, solche Scheusale so lange zu verkennen.

Dabei begannen die einzelnen Gefangenen sich durch

ihre Wärter geistige Getränke zu verschaffen und sich absichtlich zu berauschen, um den quälenden Gedanken und der Todesfurcht zu entgehen. Graf Belmont aber fing durch den Ekel, den er empfand, schon an, zu büßen für das Vergehen, mit diesen Schreckensmännern gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben.

Am Abend desselben Tages kam der Gefangenentransport noch nach dem uns bekannten Städtchen „Muzig“ und kehrte dort in dem Gasthaus „zur Krone“ ein.

Graf Belmont hatte keine Ahnung, daß er in demselben Hause wäre, wo er den Tag zuvor jenen leidenschaftlichen Auftritt mit seiner Frau und seinem Schwiegervater gehabt hatte, den er jetzt so heiß beklagte. Er wußte nicht einmal, daß er in Muzig war. In seinem schmerzlichen Träumen und Brüten war er den Außendingen ganz abgestorben. Hätte er daran gedacht, dann wäre ihm seine Verblendung, seine treue, edle Gattin, um solcher schändlichen Gesellen willen, die jetzt nur seinen Ekel erregten, verstoßen zu haben, noch lebendiger und schrecklicher vor die Seele getreten.

Die scharfsägige Kronenwirthin dagegen erkannte sofort ihren gestrigen Gast und ihre erste Empfindung war, als sie ihn unter den Gefangenen sah, höchste Befriedigung.

„Dem gönne ich es. Den könnte ich selbst köpfen sehen,“ sagte sie.

Ihre zweite Empfindung war aber schon ganz anders.

„Er verdient es freilich,“ meinte sie, „aber das arme liebe Frauchen dauert mich.“

Ihre dritte Empfindung war zugleich der Entschluß, den jungen Mann zu retten.

Die Gefangenen hatte man im untersten Stock des Hauses in einem Zimmer untergebracht, dessen Fenster nach der damaligen Sitte außen ein Eisengitter hatten. Vor der Stubenthüre und draußen vor den Fenstern standen Wachtposten mit scharf geladenen Gewehren. Auf diese Weise glaubte der die Gefangenen geleitende Unteroffizier, alle Vorsichtsmaßregeln angewandt zu haben und sein Herz dachte nicht daran, daß ihm Einer der Gefangenen entwischen könne. Waren doch alle total betrunken und Belmont, der einzige Nüchterne, war so in seine Gedanken und seinen Schmerz versunken, daß er mehr einem Trunkenen, als einem Nüchternen glich.

Es war schon spät geworden. Die Gefangenen schnarchten schon lange auf ihrem spärlichen Strohlager und schliefen ihren Kausch aus. Eine trübe Oellampe beleuchtete das keineswegs anmuthige Bild. Belmont saß auf einer schmalen, harten Bank, den Kopf mit beiden Armen auf einen vor ihm stehenden Tisch gestützt. Zulezt war er eingeschlafen.

Da wurde plötzlich seine Schulter leise berührt. Er blickte um sich, sah aber Niemand. Dagegen lag auf dem Tische ein beschriebenes Blatt Papier.

Anfangs blickte Belmont mit ziemlicher Gleichgültig-

keit darauf hin. Als er aber die ersten Zeilen überschaut hatte, las er den Zettel mit größter Aufregung zu Ende.

Es stand etwa Folgendes darauf:

„In der Ofenecke ist ein unvergittertes dunkles Fenster, das in den überbauten Thorgang hinausführt. Das Thor ist verschlossen und ein Wachtposten davor, aber im Hofe ist die Scheune offen und an der Hinterthüre führt eine Brücke über die Breusch. Wir dürfen zur Flucht nicht behülflich sein, um nicht verdächtig zu werden. Sie müssen Alles allein thun. Im Steinhale werden Sie erwartet.“

Belmont wandte mit seinen gefesselten Händen den Zettel hin und her, um eine Unterschrift zu finden. Da er keine fand, ließ er ihn wieder auf den Tisch fallen und versank einen Augenblick in Nachdenken.

In demselben Augenblick ergriff eine Hand den Zettel. Belmont drehte sich hastig herum und erblickte eine rothe Nase, die im Nervenzucken nach der eigenen Schulter fuhr.

Die rothe Nase und das Nervenzucken aber erinnerte den jungen Grafen an den vergangenen Morgen. Sollte er in Muzig, sollte er in dem Wirthshaus sein, wo er mit seiner Frau jenen geheimnißvollen Auftritt gehabt hatte?

War seine Frau vielleicht noch hier? War sie seine Lebensretterin? Das Blut rann ihm heiß durch die Adern.

Er wollte den Kronenwirth fragen, aber dieser legte bedeutungsvoll die Hand auf den Mund und entwand

an der Wand gleich einem Gespenst hinstreichend in der Ofenecke.

Den Grafen ließ er als ein Bild furchtbarer Aufregung zurück. Die glühende Lebenshoffnung und die dunkle Ungewißheit über das Schicksal seiner Frau hatten den lebhaften Mann zugleich gepackt.

Doch kam ihm nach einiger Zeit so viel Ueberlegung, daß er vorerst an das Nächste, an seine eigene Rettung dachte.

Er hatte schon früher bemerkt, daß er von seinen feinen aristokratischen Händen, für die die Eisenbänder nicht geschmiedet waren, bei einiger Anstrengung die Fesseln abstreifen könne. Das wurde zunächst ins Werk gesetzt. Und es gelang ihm, wenn auch die weggerissene Haut an einigen Stellen blutete.

Eine Secunde später stand er an dem offenen Hoffenster und maß die Tiefe seines Sprunges. Noch einen kurzen Blick warf er auf seine früheren Genossen, mit welchem er sich für immer von ihnen los sagte. Dann sprang er.

Eine Weile horchte er, ob seine Flucht nicht bemerkt worden wäre, aber er hörte nur den regelmäßigen Gang der nichtsähnenden Schildwache draußen. Mit leisen Schritten erreichte er die Scheune und entsprang durch das bereits offenstehende Hinterpförtchen, rasch über den Brückensteg, der über die Breusch führte, hineilend.

Im ersten Eifer der Flucht war er mehrere hundert

Schritte querfeldein gelaufen. Dann aber stand er plötzlich still. „Wo willst Du hin?“ fragte er sich.

Er beantwortete sich selbst die Frage. „Zu meiner Frau.“

Ein junger Mann, wie er, liebte gewiß das Leben, aber es war seit seiner erwachenden Erkenntniß eine Sehnsucht in ihm aufgegangen, die stärker war, als seine Liebe zum Leben. Das war die Sehnsucht, sich mit seiner Frau wieder zu versöhnen.

Über wo war sie?

Er mußte um jeden Preis zurück, um in dem Kronenwirthshaus zu erkunden, wohin sie gegangen sei. Rascher noch, als er vor einigen Minuten geflohen war, eilte er auf demselben Wege wieder zurück.

An dem Scheunenspörtchen stieß er selbst erschreckend plötzlich auf den heftig erschrockenen Kronenwirth, der in demselben Augenblick gekommen war, um zu spähen, ob die Flucht des Grafen gelungen sei. „Fort, fort,“ rief den Grafen erkennend leise, aber dringend der bis an die Nasenspitze erblässende Wirth. „Ich darf nicht mit Ihnen gesehen werden, sonst bin ich verloren.“

„Nur eine Frage!“ drängte Graf Belmont.

„Fort, fort!“ sagte der Wirth fast wahnsinnig vor Angst. „Ich muß sonst die Wache rufen. Ich will nicht verdächtig werden und mich an ihrer Stelle guillotiniern lassen.“

„So sagen Sie mir doch um Gotteswillen, wo meine Frau ist?“ flehte der Graf.

Der Wirth hörte kaum, was der Graf sagte. Er wehrte in Todesangst mit Händen und Füßen denselben von sich ab, um nicht verdächtig zu werden.

„Ist sie noch in Ihrem Hause?“ fragte der Graf.

„Nein, nein! Aber gehen Sie doch nur!“ weinte fast der Wirth. „Ist sie geflohen und über den Rhein gegangen?“

„Nein, nein!“ aber jetzt ist meine Geduld zu Ende.

„Es ist auch schon gut,“ erwiderte der Graf. „Ich weiß jetzt wo sie ist. Wenn sie nicht über den Rhein gegangen ist, kann sie nirgend anders sein, als in Belmont.

Ich komme zu dir, Lucie!“

Mit diesen Worten stürmte der junge Mann in die Nacht hinaus. Der Wirth schlich noch einmal in den Keller, um sich für seine ausgestandene Angst zu trösten.

Einige Tage später saß der junge Graf gebrochen an Leib und Seele auf einer Steinbank unter einer alten Eiche in der Nähe Belmonts. Er hatte schreckliche Erfahrungen machen müssen, die ihm fast das Herz brachen vor Weh.

Die, die seine Seele suchte, hatte er nicht gefunden. Dagegen hatte er gefunden, was er nicht suchte: Teuflichen Undank und Haß und Verfolgung bei seinen eigenen Untergebenen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, und Greuel, Laster und Verbrechen bei denen, die er in die Freiheitsideen der neuen Zeit hineingeführt hatte, um sie glücklich zu machen.

Dort unten lagen die verbrannten Trümmer seines prächtigen Schlosses. Er war gerade dazu gekommen, als die Leute aus seinen Dörfern, auf die Nachricht seiner Verhaftung hin, sein Schloß plünderten und es dann anzündeten.

Er sah in wüste Banditengesichter. Wo waren nur dieselben hergekommen? Sonst hatten die Leute anders ausgesehen. Er sah, wie sich Einzelne beinahe todt prügelten im Streit über einzelne armselige Beutestücke. Er hörte entsetzliche Flüche und Verwünschungen über sich und seine Familie, als sie seine Ahnenbilder zertrümmerten, und wie trunkene Kehlen ihm den Tod droheten, weil sie nicht genug Reichthümer fanden und weil die Weinfässer nicht mehr sämmtlich gefüllt waren.

Der Graf hatte in der nächtlichen Verwirrung unerkannt zuerst nach seiner Frau geforscht, bis er mit Gewißheit wußte, daß sie schon früher sich entfernt hatte und nicht wiedergekehrt war. Dann hatte er sich an einer Stelle, wo er sicher zu sein glaubte, zu erkennen gegeben, hätte aber beinahe eine Jagd auf sich angeregt. Es war ein Glück für ihn, daß man dem Gerücht: „Er sei da!“ keinen Glauben schenkte, und daß er sich bei Zeit in das Dunkel des einsamen Parks zurück zog, sonst wäre mit dem Schlosse Belmont auch vielleicht der letzte Graf Belmont zu Grabe gegangen.

Doch durfte er es nicht wagen, an irgend einer Hütte anzupochen und um Speise oder Obdach zu bitten. Als die tobende Menge sich verlaufen hatte, wärmte er sich an

den glimmenden Balken seines Schlosses und suchte mit den zerstreuten Lebensmitteln, die Niemand mehr gewollt hatte, seinen nagenden Hunger zu stillen.

Da saß er nun in der Morgenfrühe auf der steinernen Bank, dem Lieblingsplätzchen seiner theuren Frau voll Sehnsucht im Herzen nach der Verlorenen und doch verzweifelnd, sie je wieder zu finden.

Er verzweifelte an sich, an seinen Grundsätzen, an seinem Schicksale. Was er je Gutes gewollt hatte, es war zum Fluche geworden. Aus seiner Aussaat war schlimmes Unkraut emporgeschossen.

Der scharfe Morgenwind fuhr durch die entlaubten von seinen Unterthanen stark gelichteten Wälder. Aus der Tiefe drang der Brandgeruch seines in Trümmern liegenden Schlosses und aus den Dörfern hörte er noch das wüste Geschrei und Gejohle der Nacht und Tag durchschwelgenden Menge.

Ihn fröstelte, daß im Fieberschauer seine Zähne zusammenschlugen. Die Schrecken der einstigen Verantwortung durchbebten sein Wesen. Er wünschte sich, todt zu sein und doch erfüllte ihn eine unendliche Sehnsucht nach Rettung und Hilfe aus seinem Jammer. Seine Gedanken wurden zu einem stillen Gebet, das immer inniger und lebendiger wurde. So hatte er lange, lange Zeit nicht mehr gebetet.

Das Gebet selbst war schon ein Friedensgeläute in seiner sturmbewegten Brust. Mit ihm kamen friedlichere Bilder und Erinnerungen. Da tauchte auch das Bild des

Pfarrers Oberlin vor ihm auf und er erinnerte sich, daß er fast zum Abschied von ihm gesagt hatte, wenn er das Glück finden wolle, solle er in das Steinthal kommen.

„Steinthal?“ wie war ihm denn? Hatte nicht auf dem Zettel gestanden, man erwarte ihn im Steinthal? Ging das vielleicht mit seiner Frau zusammen und sollte ein Wink für ihn sein? Warum hatte er nicht früher darauf geachtet?

Seine bleichen Wangen rötheten sich wieder, aus seinen Augen drang frisches Feuer und neue Lebenskraft belebte seine Glieder.

„Auf nach dem Steinthal!“ rief er mit neu erwachter Hoffnung und sprang zugleich reisefertig auf, die Brandstätten seines früheren Wirkens hinter sich zurücklassend.

VI.

Der Frieden des Steinthals.

Im Sommer ist es eine Lust durch die grünen Wälder der Vogesen zu wandern. Denn das alte „Wasgau“ (so heißen ja „deutsch“ die Vogesen) ist schön und hat höchst romantische Parthien, wo Burgen ragen und Sagen klingen so gut, wie am Mittelrhein. Besonders reizend aber ist die Umgegend der „Breusch.“

Wer kennt nicht das „Niederer-Thal“ oder den berühmten „Niederer-Wasserfall“ oder wenigstens „die Niederer

Burg“, aus deren Ruinen der Thurm hoch, vierkantig und gewaltig in die Waldthäler hineinragt und von der der Dichter Chamisso singt:

„Burg Riedel ist im Elfaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüßt und leer,
Du fragest nach den Riesen, Du findest sie nicht mehr.“

Dort spielt ja jene wunderliebliche Geschichte, wonach das Riesentöchterlein, ein echter Wildfang, der in Wäldern und Feldern umherschweift, eines Tages vom Acker hinweg einen Bauern sammt Pferden und Pflugschaar in ihrem Schürzchen heimbringt, um damit zu spielen und die Wunder glaubt, was sie Feines angestellt habe.

Aber der alte Riesenvater

„wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
Was hast du angerichtet? das ist kein Spielzeug nicht;
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin,
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brod;
Es spricht der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor.“

Nicht weit von Riedel liegt dann weiter die uralte Römerfestung „Birbaden“, Eines der Wunder des Elfaßes. Vierzehn Thore und vierzehn Höfe soll die überaus große Beste gehabt haben. Noch spukt es in dem zerfallenen Gemäuer. Um Mitternacht tanzen die Geister der verrätherisch Gefallenen den Todtentanz und hegen dabei den Verräther

auf schreckliche Weise bis zum Morgengrauen zwischen den Trümmern umher.

Dort liegt auf der bedeutenden Höhe des Ottilienberges das wegen seiner Aussicht weitberühmte „Ottilienkloster“ und rings auf malerischen Hügeln das „Hagelschloß“ und Schloß „Lüzelburg“ und die Ruine „Rathsamhausen“.

Geht man aber noch weiter in die Vogesen hinein, so kommt man an Stellen, wo noch wirklicher Urwald steht, dessen feierliche Stille noch kein Artklang gestört hat.

Es ist das der sogenannte „Hochwald“, an den sich der höchste Punkt der mittleren Vogesen, das „Hochfeld“ oder „Feuerfeld“, anschließt, von wo man nach südwestlicher Richtung niedersteigend in kaum einer Stunde nach dem „Steinthal“ gelangt.

Dort auf dem hoch gelegenen Feuerfeld finden wir den flüchtigen Grafen Belmont, der, ehe er nach seinem Vorsatz das Steinthal erreichen konnte, noch lange Tage gleich einem abgehekten Wild in den Vogesen herumgeirrt war.

Wenn wir nämlich vorhin sagten: Es sei im Sommer eine Lust, durch die Wälder der Vogesen zu wandern, so bezog sich das auf die Vergnügungsreisenden. Aber es ist etwas Anderes, ob man als Vergnügungsreisender auf diesen Wegen wandert oder als armer Flüchtling, wo man nicht aus Romantik jene Thalschluchten und einsamen Ruinen und jenes Waldesdickicht aufsucht, sondern um sich dort besser verbergen zu können.

Es ist ebenso etwas Anderes im Sommer zu reisen,

wo die Bergluft labt und das schattige Laubdach der Wälder Erquickung bietet und dazu noch auf gangbaren Wegen und Pfaden, wo Wegweiser und Gasthäuser stehen, als in einem solchen Mai, wo der Winter und der Schneesturm auf jenen Höhen wiedergekehrt sind, sich in diesen ungebahnten, einsamen Waldwildnissen seinen Weg zu suchen.

Wäre Graf Belmont nicht früher ein leidenschaftlicher Jäger gewesen und mit den Wäldern der Vogesen vertraut, er hätte nimmer seinen Weg gefunden, und hätte nicht ein so brennendes Verlangen nach Versöhnung mit seiner Frau in seiner Brust gelebt, das ihn gleichgültig machte gegen Frost und Hunger und Ermüdung, er hätte nimmer sein Ziel erreicht.

Bürgermeister Monet von Straßburg hatte, als er seine Entweichung in der Krone zu Muzig erfuhr, einen Preis auf sein Haupt gesetzt und eine ganze Meute von Gensdarmen und geldgierigen Häschern hinter ihm dreingehehrt.

Nur in einsamen Mühlen und abgelegenen Gehöften, wo man sein Signalement nicht kannte, konnte der arme Flüchtling nothdürftige Nahrung und Unterkunft finden. Mehrmals schlief er in einem Stall oder in einer verlassenen Jagdhütte.

Wegen der Verfolgung vermochte er nur auf Umwegen das Steinthal zu erreichen und einige Mal, als er schon glaubte, in dasselbe gelangen zu können, trieben ihn herumstöbernde Gensdarmen wieder zurück.

Endlich entschloß er sich, sich durch den Hochwald und durch das unwegsame Feuerfeld einen Pfad zu bahnen.

An demselben Tage, an dem das Sturm- und Regenwetter so heftig wider die Fensterscheiben der Wohnung seines Schwiegervaters und seiner Frau im Steinthal anschlug, irrte er auf der Höhe des Feuerfelds umher. Doch war das Wetter auf jener fast 3300 Fuß hohen Hochebene um ein gut Theil schlimmer.

Was unten Regen war, war oben Schnee und eisiger Hagel, der dem aufs Aeußerste Ermatteten fast das Gesicht blutig schlug, während der rasende Sturm, der Riesenbäume entwurzelte, ihn kaum einen Schritt vorwärts thun ließ.

Wäre der Graf keine so elastische, stahlkräftige Natur gewesen, er wäre schon lange den Strapazen erlegen und hätte hier oben, abgeheßt wie er war, und unbekannt mit der Gegend, dem Schneesturm keinen so verzweifelten Widerstand geleistet. Doch auch seine Kraft und sein Muth erlahmten im Kampfe mit den entfesselten Elementen. Er sank zuletzt sterbensmüde zusammen.

Der Schnee fing an, einen Hügel über ihm zu wölben. Vielleicht war es sein Grabhügel, der Sturm über ihm sang das Todtenlied. Er begann jene lieblichen und doch so banger Träume zu träumen, die dem Tode des Erfrierens vorausgehen.

Doch die paar Sekunden Ruhe, die er genoß, fachten seine ermatteten Lebensgeister wieder an. Vielleicht wirkten

dazu auch Urtschläge, die in den Pausen des Sturmes die Schlucht herauf zu ihm drangen.

Plötzlich überwog in ihm der Gedanke: „Wenn Du jetzt nicht den Schlaf und den Traum mit aller Kraft von dir schüttelst, dann bist Du verloren.“

Noch halb taumelnd erhob er sich aus seinem Schneegrab, um den Urtschlägen nachzugehen, die er gehört hatte.

Er war an dem Rande einer Thalsenkung, die weiter unten zu einer tiefen Schlucht sich verengte, niedergesunken. Dieses Thal schwankte er hinunter, mehr durch Fallen, als durch Gehen sich fortbewegend, bis er völlig ins Rollen kam und unaufhaltsam die steile Wand durch Gestrüpp und Steine hindurch vorwärts stürzte und endlich in einer Rinne, wo sich zum Glück viel Schnee angesammelt hatte, besinnungslos liegen blieb.

Der Holzhacker, dessen Urtschläge der Graf gehört, hatte anfangs, als er die Bewegungen in der Schlucht und das Rollen der Steine vernahm, an ein wildes Thier gedacht (damals gab es noch Wölfe und Wildschweine genug in den Bogesen) und sich in Position gesetzt, um einem möglichen Angriffe zu begegnen. Doch später sah er zu seinem Schrecken, daß hier ein Mensch vor seinen Augen verunglücke.

Augenblicklich hilfsbereit war der Mann herbeigesprungen.

Obgleich der junge Graf elend genug aussah und in einer fast todtähnlichen Ohnmacht lag, merkte der Mann doch, daß noch Leben in ihm sei, und er suchte ihn durch Reibungen und dadurch, daß er ihm Branntwein einflößte,

wieder zu beleben. Seine Anstrengungen waren auch nicht ohne Erfolg.

Der Graf kam soweit zu sich, daß er erzählen konnte, er habe sich auf dem Wege nach dem Steinthale im Schneegestöber verirrt und daß er bitten konnte, der Holzhacker möchte ihn doch nach dem Steinthale bringen.

Aber wie sollte es geschehen?

Der Graf hatte sich zwar nicht erheblich verletzt durch seinen Sturz, allein er war so erschöpft, daß er nicht zu stehen, um wie viel weniger zu gehen vermochte.

Es war ein Glück, daß der Holzhacker eine jener Holzschleifen bei sich führte, wie sie in jener Gegend zum Fortschaffen des Holzes üblich sind. Darauf setzte er den Verunglückten, nachdem er ihn noch mit Brod und Branntwein etwas gestärkt und ihm einen alten Reitermantel, den er mit sich führte, übergehängt hatte.

Dann ging es vorwärts trotz Wetter und Sturm. Bald sah man die Trümmer des alten Steinschlusses durch das Schneegestöber hindurchschimmern. Und nun hatten sie „Bellefosse“ erreicht, den höchst gelegenen Ort des Steinthales.

Dort war der Holzhacker zu Hause.

„Wo wollt ihr hingebracht sein? Habt Ihr einen bestimmten Ort oder ein bestimmtes Haus im Steinthal?“ fragte der Holzhacker den Grafen.

Belmont dachte einen Augenblick, ob er nicht direct sich Oberlin anvertrauen solle, aber er wagte es nicht, sondern

sagte zögernd: „Wenn irgend ein gastliches Haus mich aufnehmen“

„Gut,“ erwiderte der Holzhacker. „So bringe ich Euch in mein Haus. Es wäre mir überhaupt leid gewesen, wenn ich Euch an meinem Hause hätte vorbeifahren müssen und hätte meinen Samariterdienst nicht ganz durchführen können. Denn unser guter Papa Oberlin sagt: „Wenn wir Liebe an Jemand thäten, sollten wir sie ganz thun.“

Der junge Graf war bis zu Thränen gerührt über diese Liebe, die sich nicht genug thun kann und er segnete im Stillen den Papa Oberlin, der ihm schon an den Grenzen seines Kirchspiels in dem barmherzigen Holzhacker den Geist echt christlicher Liebe gleichsam entgeschickte.

Der Holzhacker war ein noch junger Mann, nicht älter, als der Graf und eine junge Frau, ein Kind auf dem Arme tragend, begrüßte ihn von der Hausthüre aus.

Sie war erstaunt, ihren Mann schon so frühe und ohne Holz wieder zu sehen.

„Ich habe eine andere Last“ sagte dieser, den Mantel zurückschlagend, der den Grafen völlig verdeckte.

„Um Gottes willen einen Verunglückten!“ rief die Frau.

„Ja, ja!“ antwortete ihr Mann. „Nehme nur gleich ein gutes Süppchen für ihn und schicke den Vater heraus, daß er mir hilft, den Mann hineinzuschaffen. Er ist die „hohe Wand“, Du weißt ja eine halbe Stunde oberhalb des Steinschlosses nach dem Feuerfeld zu, heruntergestürzt.“

Einige Stunden später saß Belmont auf einem Lehnstuhl am warmen Ofen, wenn auch nicht ganz hergestellt, doch um Vieles behaglicher und dankte seinem Lebensretter mit tiefgefühlten Worten.

Das warme Süppchen hatte ihm gar wohl gethan, aber noch wohler that ihm die freundliche Liebe und Theilnahme, die ihm, dem Wildfremden entgegen gebracht wurde, obwohl er gestanden hatte, daß er ein Flüchtling sei, auf dessen Kopfe man einen Preis gesetzt habe.

Die jungen Leute hatten sich nach diesem Geständniß einen Augenblick bedenklich angesehen, aber der Vater des jungen Mannes, der noch unangefochten das Regiment im Hause zu führen schien, hatte gesagt: „Da lassen wir Gott walten und fürchten uns gar nicht. Gott hat tausend Wege und Mittel uns zu schützen. Siehe baut er nicht jetzt schon vielleicht eine Mauer um uns, die keiner der Gensdarmen durchbrechen wird.“

Er deutete bei diesen Worten auf den Schnee, der sich draußen bedenklich mehrte.

Der Alte war trotz seiner sechzig Jahre noch ein außerordentlich starker und stattlicher Mann. Seine Gesichtszüge waren streng und rauh, wie die Berge, in denen er lebte, aber es war bei aller scheinbaren Härte in seinem Wesen eine wunderbare Milde und eine stille Begeisterung, die wenn sie hervorbrach, unwillkürlich mit fortriß.

Graf Belmont fühlte sich von dem Manne ungemein angezogen. Er verspürte überhaupt schon nach all den

bitteren Erfahrungen in Strassburg und in seiner eigenen Grafschaft den Friedenshauch, der durch das Steinthal ging.

Er hatte mit dem alten Steinthaler eine Unterredung angefangen. Dabei trieb es ihn mit aller Kraft, sich nach seiner Gattin zu erkundigen, aber wenn er schon das Wort auf der Zunge hatte, drängte er es wieder zurück. Er fühlte, daß er bei der Ohnmacht seines Leibes eine ungünstige Nachricht nicht ertragen könne. Um vielleicht durch Umwege doch zum Ziele zu gelangen, fragte er nach dem Pfarrer Oberlin.

Diese Frage aber wirkte auf den sonst ziemlich schweigsamen Alten, wie etwa der Frühlingssonnenstrahl auf die Schnee- und Eiswand der Berge und wie ein Bergstrom, der über Felsen schäumt, kam die still verhaltene Begeisterung seines Wesens hervor. Unwillkürlich hatte der Graf das Rechte getroffen. Der Name Oberlin war das Zauberwort, das jedes Mal sein Auge leuchten und seine Zunge beredt machte. Was mußte das aber ein Mann sein, dachte der Graf, der solche Begeisterung wirkte.

„Er ist wie ein Engel Gottes in unser Thal gesandt, uns dem Verderben zu entreißen“ sagte mit einer gewissen Andacht der alte Steinthaler, dessen Vornamen wir nur nennen wollen. Er hieß „Nikolaus“ und sein Sohn, der Lebensretter des Grafen Belmont, „Johann Heinrich“.

„Ich erinnere mich des Tages noch ganz genau, als er im Frühjahr 1767 bei uns einzog“ erzählte er weiter, „obwohl ich offen gestanden damals wenig auf die Pfarrer

achtete. Aber unser Oberlin hatte etwas Herausforderndes an sich, daß man sofort Parthei ergreifen mußte, entweder für ihn oder gegen ihn. Er hat jetzt noch etwas Feuriges, Militärisches im Wesen, aber damals war er wie ein junger Kriegsheld, der zum ersten Kampf auszog gegen die Teufelsmacht in den Menschenseelen.

Damals ging ihm noch Alles zu langsam. Damals hätte er am liebsten uns in vier Wochen zu lauter Engel gemacht und wir waren doch die reinsten Teufel im Steinthal.

Ich war nicht weniger roh, gemein und unwissend, wie die Anderen. Ich trank sogar mehr Branntwein, weil ich mehr Geld hatte, und war mehr in Schlägereien verwickelt, weil ich meine Kraft fühlte. Die ganze Welt glaubte ich mit meiner Faust bezwingen zu können.

Der junge Pfarrer aber griff uns an, wo er konnte. Seine Verbesserungspläne stürzten unsere sämtlichen Verhältnisse über den Haufen. Wir wurden dadurch auf das heftigste erbittert.

Der Mensch ist stolz, junger Herr! wendete sich der alte Nikolaus an den Grafen. Und wenn er Nichts hat, dann ist er sogar auf seine Fehler und Laster stolz. So erbärmlich wir Steinthaler waren und so verachtet vor aller Welt, so stolz waren wir und glaubten etwas „Rechtes“ zu sein und von Niemand Etwas annehmen zu dürfen.

„Laßt mich nur einmal das Pfäfflein unter die Fäuste kriegen“ rief ich, ich will ihm schon die Klauen aus dem

Kopf treiben. „Lasset uns ihn in einen Wassertrog tauchen! (Wir haben solche auf unsern Viehweiden zur Tränke des Viehes.) Er hat zu viel Hitze, wir müssen ihn ein wenig abkühlen,“ rief ein Anderer.

Wir waren vier handfeste Bursche mit einander, Einer wilder und stärker als der Andere, und hatten uns das Wort gegeben, ihn diesmal nicht entwischen zu lassen.

Drunten in Waldbach hatten sie ein Complott gemacht, ihn tüchtig durchzuprügeln, aber da war er mitten unter sie getreten und hatte gesagt: „Hier bin ich, meine Freunde. Ich will Euch das Auflauern ersparen und überliefere mich darum selbst.“ Da hatte Keiner mehr den Muth gehabt, nur die Hand zu erheben und sie mußten sich noch eine gehörige Strafpredigt von ihm gefallen lassen.

Wir in „Bellefosse“ wollten es nun besser machen, als die Waldbacher. Aber Eines machte uns von vornherein stutzig. Er hatte von unserer Verabredung erfahren, doch statt der drohenden Gefahr auszuweichen, hatte er gesagt: „Es ist schlimm, daß ich mein Pferd bei mir habe. Da könnte ich ihnen allenfalls entfliehen. Vielleicht ist es besser: ich gehe zu Fuß. Mein Pferd kann später nachgebracht werden. Aber meine Feinde können mich auf diese Weise leichter fassen und ihren Plan ausführen.“

Uns erschien es indessen nicht recht glaublich, daß der junge Pfarrer seine Kühnheit so weit treiben würde und hielten seine Worte für eine Art Prahlerei.

Wir stellten uns demnach an dem verabredeten Hinter-

halte auf. Es war eine Stelle, wo man am besten ein Pferd aufzuhalten vermochte.

Allein siehe da, da kommt wirklich unser Pfarrer zu Fuß daher und als er uns erblickt, geht er extra langsam und grüßt freundlich zu uns herüber.

Wir standen starr wie die Bildsäulen da und griffen nur links an unsere Mützen.

Aber der Pfarrer Oberlin schritt in ruhigem, langsamem Gange weiter, als wolle er uns einladen, uns anders zu besinnen und ihm nachzueilen. Doch Keiner von uns that einen Schritt nach ihm hin, sondern wir liefen heim die Wangen roth vor Schaam.

Man sollte denken, ich hätte an diesem Begegniß genug gehabt, aber der Widerspruchsgeist in mir war stärker, als in den Andern. Es war damals Sitte bei uns, die Samstagnacht und Sonntagnacht hindurch zu trinken und zu tollern. Dann zog das von den starken Getränken erhitzte junge Volk lärmend, brüllend, und Bubenstreiche vollführend durch Berg und Thal.

Dem jungen Pfarrer war dies ein Stein des Anstoßes und er predigte oft dagegen, aber je mehr er predigte, desto toller trieben wir es und ich hegte und schürte und gab Wein und Branntwein zum Besten, um den Aufruhr nur noch stärker zu machen.

Siehe da stand er eines Nachts, als es am tollsten herging, wieder plötzlich mitten unter uns und sagte in freund-

licher Weise: „Kinder, es ist schon spät, sollte es nicht Zeit sein, zu Bette zu gehen?“

Die Worte waren leise und mild gesprochen, aber sie berührten uns, als wenn ein Donnererschlag neben uns eingeschlagen wäre. Wir gingen heim, um niemals wieder zu lärmern und zu tollen.

Auch meine Widerstandskraft war gebrochen.

Eines Abends schlich ich mich in das Pfarrhaus zu ihm, um ihn um Verzeihung zu bitten. Dort aber redete der Mann zu mir Worte von solcher Kraft und solcher Liebe, daß ich wie umgewandelt heim kam.

Mein altes, wildes, läuderliches Wesen war geradezu verschwunden. Dagegen wurde aus seinem schlimmsten Feind sein bester Freund und Anhänger und sein eifrigster Schüler. Kurz und gut, wenn überhaupt aus mir etwas Ordentliches geworden ist und mein Hausstand sich friedlich und gesegnet entwickelt hat, so ist es allein Papa Oberlins Werk.

So wie er mich aber umgewandelt hat, so hat er Alle im Thal herumbekommen. Und wie er die Herzen der Einzelnen umgewandelt hat, so hat er auch die Häuser, die Aecker, die Wiesen, Alles, Alles umgewandelt. Nichts von dem alten Jammer hat er auf seinem Plaze gelassen. Und uns, die wir arm, bettelarm waren und verkommen an Leib und Seele hat er durch Gottes Gnade reich gemacht an Gütern der Erde und des Himmels.

Sehet! das ist, junger Herr, da ihr darnach fraget, unser Papa Oberlin.“

„Er ist ein wunderbarer Mann, Euer Pfarrer, und er verdient gewiß eure Liebe und Anhänglichkeit in hohem Maaße und den Ruhm, den er überall erntet,“ erwiederte Graf Belmont, „aber wenn mein Urtheil richtig werden soll, dann muß ich auch seine Hilfsmittel kennen und die Wege, die er eingeschlagen hat, um dieses Alles zu wirken.“

„Wenn ihr an Geld etwa denkt bei Papa Oberlin“ antwortete der Alte „junger Herr, oder an Hilfe von Auswärts, dann seid Ihr arg auf dem Holzwege. Er ist von Anfang an so arm wie eine Kirchenmaus gewesen und ist es noch, und wenn er Mitarbeiter hat, so hat er sich dieselben erst herangezogen.

Mein darin liegt das Geheimniß seines Wirkens nicht.

Wenn ich es nach meiner Weise sagen sollte, so möchte ich ihn mit Einem der großen Heerführer vergleichen, von denen man in Büchern liest, die ihre Leute durch Wort und That so zu begeistern wissen, daß sie geradezu Unmögliches leisten. Und doch ist bei Papa Oberlin Größeres. Er ist ein Gottesmann durch und durch und wenn er redet und handelt, glaubt man den Odem Gottes zu verspüren.

Da ist Nichts von menschlicher Selbstsucht, von menschlicher Furcht und Abhängigkeit, sondern die reine Liebe zu den Brüdern und die unermüdlige Aufopferung zur Rettung aus dem Verderben.

Papa Oberlin ist gewiß ein tüchtiger Redner, aber er ist noch mehr ein Mann der That. Dabei ist er ein praktischer Mann, der Alles am rechten Ende anfängt und der

sich zurecht zu finden weiß so gut wie im Himmel, auch auf der Erde. Er kennt die Menschen und die Verhältnisse und weiß die Verhältnisse zu benutzen und die Menschen zu leiten.

Eines seiner Hauptmittel dazu ist, daß er stets selbst mit gutem Beispiel vorangeht.

Als er uns für die Obstbaumzucht gewinnen wollte, legte er selbst eine Obstbaumpflanzung an und zeigte uns vor Augen die edlere Frucht statt unserer armseligen Holzbirnen und Holzäpfel.

Wie wir die Sümpfe in unseren Wiesen austrocknen und die überall hinderlichen Steinblöcke in denselben los werden könnten, zeigte er damit, daß er mit eigener Hand so viel Steinblöcke in einen ungeheuren Sumpf wälzte, daß derselbe zuletzt trocken gelegt wurde.

Unsern Kirchweg, der so voll Untiefen war, daß man ihn zu Zeiten nicht passiren konnte, wußte er dadurch in Ordnung zu bringen, daß er es jedem Kirchgänger zur Pflicht machte, einen Stein mitzubringen und so nach und nach die schlimmen Stellen auszufüllen.

Das Bedeutendste aber, was er in dieser Weise gethan hat, ist der Straßenbau von Fouday oder Urbach nach Rothau und der Brückenbau über die Breusch.

Ihr müßet wissen, junger Herr, daß das Steinthal von dem Verkehr mit der großen Welt völlig abgesperrt war. Erst von Rothau führte eine Straße nach Schirmeck und

von da nach Straßburg. Wer aber dachte jemals an einen Verbindungsweg mit Rothau?

Da mußten Felsen gesprengt und Berge durchbrochen werden. Da mußten Abgründe überbaut und Wasserleitungen angelegt werden, die reißenden Waldbäche abzulenken, da mußten Schußmauern errichtet werden gegen das Berggerölle und Untermauern und Wälle gegen die wilde Breusch, und mußte zu guter Letzt noch eine Brücke über die Breusch angelegt werden.

Das war ein Werk für einen durchgebildeten Baumeister und eine Ausgabe für eine reiche Gegend, aber nicht für einen einfachen Landpfarrer und das bettelarme Steinthal.

Doch der Pfarrer trat eines Tages vor die Gemeinde und sagte: „Kinder, es ist nöthig, daß wir bis zur Hauptstraße eine Seiten- oder Verbindungsstraße anlegen, und über die Breusch eine Brücke bauen.“

Wenn das größte Wunder sich ereignet hätte, die Leute hätten keine verblüffteren und bestürzteren Gesichter machen können.

„Herr Pfarrer, das ist unmöglich, hieß es wie aus einem Munde und alle Auseinandersetzungen unseres Oberlins halfen diesmal nicht.“

„Gut“ sagte der Pfarrer. „Es handelt sich hier um eure und eurer Kinder Wohlfahrt; es handelt sich darum, euch ein unentbehrliches Existenzmittel zu verschaffen. Ohne Verkehrswege seid ihr verlorene Leute.“

Wer nun die Wichtigkeit meines Vorschlages einfieht, der komme und folge mir nach, ich will euch zeigen, daß es gar wohl angeht und kein Ding der Unmöglichkeit ist.“

Darauf zieht er seinen alten Hausrock an und ruft seinen Knecht und geht mit ihm die Pickelhaue auf der Schulter an die Arbeit.

Die Steinhäler aber folgten neugierig nach und wollten sehen wie der Pfarrer und sein Knecht die Straße nach Rothau bauten.

Doch Manche schämten sich, bloß zuzusehen und holten auch ihr Arbeitszeug. So kamen immer Mehrere. Zulezt war es ein ganzer Haufen. Auf diese Weise gewann die Arbeit Fortgang und Gestalt. Als aber einmal die Steinhäler den wirklichen Erfolg sahen, kam ein wahrhaft begeisterter Eifer über sie.

So ist zur Wahrheit geworden, was anfangs Jedermann unmöglich geschienen hatte. Die Straße und Brücke sind gebaut. Sie stehen wie ein Wunder da, wenn man bedenkt, mit welchen Mitteln ein einfacher Pfarrer mit seiner Gemeinde sie ins Leben gerufen hat.

Doch das Alles sind nur Einzelheiten seiner fast übermäßigen Thätigkeit. Ueberall ist er ja stets voran gewesen, hat die Anregung gegeben, sei es in der Verbesserung der Landwirthschaft oder Viehzucht, sei es in Fabrikanlage und in der Erlernung von Handarbeiten. Sogar Feuerspritzen hat er für jedes Dorf angeschafft. Denn er denkt an Alles.

Aber was ist das Alles, was er für das leibliche Wohl der Gemeinde thut gegenüber dem, was er für das geistige Wohl thut.

Wie er Schulen gebaut hat, wie er dort wirkt, wie er Bücher schreibt und druckt, und Kalender macht — Wer kann Alles aufzählen? Es geht über eines Menschen Kraft hinaus. Denn er vergißt bei all seiner Thätigkeit für das Allgemeine nicht die Noth und die Hülfbedürftigkeit des Einzelnen.

Ich glaube, er brächte auch nicht so viel fertig, fügte der alte Nikolans mit leiserer Stimme hinzu, wenn er nicht so beten könnte. Aber er betet, wie sonst kein Mensch beten kann. Es ist fast so, als ginge unser Papa jeden Tag ein Paar Stunden zu unserem Herrgott zu Besuch und dann besprächen sie Alles, wie zwei gute Freunde, mit einander. Und da wird Keiner seiner Steintaler vergessen, alle ihre Freuden und Leiden werden mit Gott besprochen.

Er trägt uns betend durch das Leben. Er hat uns hier zu ordentlichen Menschen herangearbeitet und gebetet und er ist im Stande, uns auch sämmtlich ins Himmelreich hinüber zu beten.“

Der junge Graf war, während der alte Steintaler erzählte, ernstlich unwohl geworden, allein er suchte sein Uebelbefinden zu überwinden.

Das Interesse, das er an jenen Schilderungen nahm, war zu groß. Er hatte ja auch ein Wohlthäter der Menschheit werden wollen, war aber bei diesem Unternehmen han-

querott geworden. Da sah er nun, wie verkehrt er Alles angefangen hatte. Er hatte ja jetzt schon längst erfahren, daß alle jene gepriesenen Freiheits- und Gleichheitsideen, nur zur Willkühr und Schreckensherrschaft führen und daß das Zurückgehen zur ursprünglichen Menschlichkeit nichts Anderes ist, als ein Zurückgehen zur Urgemeinheit und Urröthlichkeit und zum Thier in seiner nackten Zügellosigkeit.

Jetzt erkannte er wieder den Werth des Christenthums und daß nur in ihm das Heil für die Menschheit gefunden werden kann.

Hatte ja doch hier in diesem einsamen Gebirgswinkel ein einfacher Landpfarrer in seiner christlichen Glaubenskraft und seinem christlichen Liebeszeifer das große Problem, die Menschheit glücklich zu machen, zu derselben Zeit gelöst, wo eine große Nation mit allen ihren Denkern und Staatsmännern sich vergeblich an diesem Problem abmüdete und mit Schrecken zu Schanden wurde.

„O Papa Oberlin, wäre ich auch bei Dir in die Schule gegangen“ seufzte der Graf.

„Ich könnte jetzt seliger sterben. Denn ich werde sterben.“

Es hatte wirklich so den Anschein, als sollte der Graf plötzlich hinweg genommen werden. Denn er wurde immer blässer und hinfälliger und sank zuletzt in Ohnmacht.

Erschrocken eilten seine Gastfreunde herbei und brachten ihn, da er ein wenig zu sich gekommen war, in's warme Bett.

Dort faßten ihn Frostschauer und Fiebergluth, welche

Letztere bald so bedeutend wurde, daß sie dem Kranken völlig das Bewußtsein raubte.

Er sollte es auch so bald nicht wieder bekommen. Denn in Folge seiner vielfachen Aufregungen und seiner fast übermenschlichen Strapazen war ein heftiges Nervenfieber ausgebrochen.

Wilde Phantasien umgaukelten sein einfaches Lager! —

Bald sah er sein Schloß brennen und er glaubte mitten in den Flammen zu sein, bald stürzte er in unendliche Tiefen, dann hat er den Pfarrer Oberlin ihn zu halten. „Lucie, Lucie, rief er laut: ich komme, ich komme!“ Aber er konnte nicht kommen, denn wieder packten ihn die Flammen und wieder stürzte er in unendliche Tiefen.

Dabei quälte ihn ein Reim, den er durchaus nicht finden konnte. Er fing an zu singen:

„Es steht ein Baum im Odenwald, der hat viel grüne Nester — Dann wußte er aber nie, wie es weiter ging und fing immer wieder von vorn an.

Die ersten Tage konnten die braven Leute, die sich seiner so herzlich angenommen hatten, wegen des starken Schneefalls nicht zu Pfarrer Oberlin eilen, der in solchen Fällen sowohl als Arzt, wie als Rath und Helfer von seinen Steinthalern stets gerufen wurde. Sobald aber die Wege nur einigermaßen gebahnt waren, wurde er benachrichtigt.

Oberlin zögerte natürlich keinen Augenblick zu kommen.

Sein Erstaunen kann man sich übrigens denken, als er

in dem Kranken den Grafen Belmont entdeckte, für den er in seinem Hause erst vor Kurzem gebetet hatte. Aber sein Erstaunen war ein freudiges. Denn wie er gewohnt war, überall Gottes Hand zu sehen, so sah er sie auch hier.

„Den hat Gott geführt“ sagte er. „Deshalb brauchst Du keinen Kummer zu haben, Nikolaus, weil keine ärztliche Hülfe von Anfang da war. Der Arzt im Himmel hat Mittel und wird ihn genesen lassen und nicht bloß am Leibe, sondern auch an der Seele. Das weiß ich jetzt ganz gewiß.“

Den nächsten Tag wanderte an der Seite des Pfarrers Oberlin ein junges hübsches Weibchen, in dem wir, obwohl sie die Landestracht der Steinhäler trug, die Gräfin erkennen. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, ihren Mann in seiner Krankheit zu pflegen. Oberlin hatte Nichts dagegen, sondern glaubte, daß am Krankenbette die Getrennten vielleicht am Besten wieder vereinigt würden.

Es waren schwere Tage, die die Gräfin in dem Häuschen in Bellefosse verlebte. Der alte Nikolaus bewunderte oft ihre Ausdauer, ihre Geduld und ihre Ergebung. Ein Tag verlief wie der andere hoffnungslos. Der Kranke wurde immer schwächer und doch raste das Fieber mit gleicher Kraft in seinen Adern.

„Ich kenne Dich“ sagte er öfters, die Gräfin mit seinen Fieberaugen anstarrend. „Aber ich kann nicht zu Dir kommen. Ich muß ins Feuer. Dich aber rettet der Pfarrer

Oberlin. Dann sang er wieder: „Es steht ein Baum im Odenwald, der hat viel grüne Aest“ . . .

Draußen aber heulte der unheimliche Sturm und brütete die dunkle Nacht.

„O Gott, o Gott, soll es nicht einmal besser werden“ flehete das arme Weibchen in Zittern und Angst.

Nur wenn die Gräfin ihre Hände auf die brennende Stirn des Kranken legte und ihre Thränen auf seine heißen Wangen niedertropften, schien er ruhiger zu schlafen und zu träumen.

Doch noch größere Angst und Qual sollte das Weibchen durchmachen.

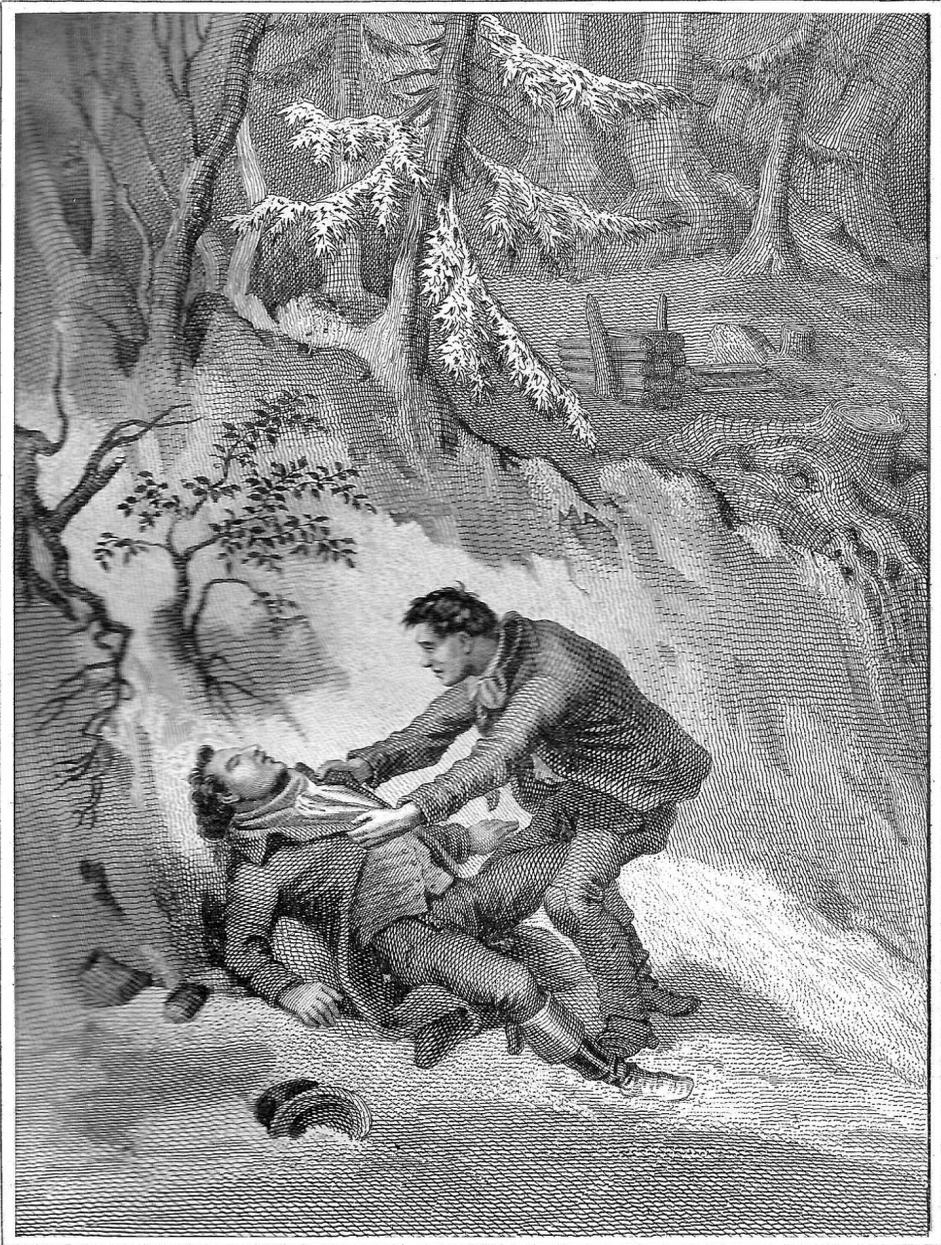
Plötzlich kam nämlich die Schreckensnachricht: der Pfarrer Oberlin war mit dem Pfarrer Böckel von Rothau, da sie in Waldbach bei einem einfachen Kindtaufschaufe saßen, unerwartet von den Revolutionsmännern verhaftet und nach Schlettstadt geschleppt worden.

Was sollte nun werden ohne Oberlin?

Der Kranke hatte keinen Arzt und mußte auch die Pflegerin entbehren. Denn die Gräfin wurde zu ihrem vor Angst wahnsinnigen Vater gerufen.

Der Schrecken lag auf dem Steinthal wie ein drückender Alp. Die Gemeinde war wie eine Heerde, die ihren Hirten verloren hat, während sie der Wolf bedrohet. Sie lagen auf den Knien und beteten mit Inbrunst um Rettung für ihren Papa.

Die Gräfin lag auch auf den Knien, aber sie betete



nicht bloß für Oberlin sondern auch für ihren Vater und ihren kranken Mann.

Mit heißen Thränen hatte sie von dem Letzteren Abschied genommen. Sie glaubte nicht daran, ihn jemals wiederzusehen.

Doch sollte es nur ein kurzes Wetter sein, das nach Gottes Rath über das Steinthal hinzog und der Himmel leuchtete darnach um so heiterer und heller.

Oberlin blieb ja nicht lange in Schlettstadt. Es war kaum ein Woche vergangen, da durfte er wieder zurückkehren.

Robespierre in Paris war gefallen und mit ihm die Macht der Schreckensmänner.

Für Frankreich kamen ruhigere Tage und ein gesicherterer Zustand, wo nicht mehr mit solcher Willkühr das Leben, die Freiheit und das Vermögen der Einzelnen bedroht war. Die Gefängnisse leerten sich und die Guillotine stand still. Man war des Blutvergießens müde geworden.

Ganz Frankreich athmete wieder auf nach dem langen, bangen Druck, den die Schreckensherrschaft auf die Gemüther gelegt hatte.

Auch im Steinthal athmete man auf, zumal als Papa Oberlin gesund und munter von Schlettstadt zurückgekehrt war.

Das Steinthal konnte auch wohl freudig aufathmen, denn jetzt begannen dort erst die gesegneten glücklichen Zei-

ten, wo die Saat aufging, die ihr Seelsorger mit unermüdblicher Hand gestreut hatte.

Auch der Baron Leutersleben athmete auf. Erst jetzt, da die Guillotine still stand, fing er an, wieder seines Daseins froh zu werden und an Freud und Leid seiner Nächsten Antheil zu nehmen.

Auch die junge Gräfin athmete auf. Denn der Tag der Rückkehr Oberlins hatte ihr die Nachricht von der Genesung ihres Gatten gebracht und zugleich einen Gruß von ihm.

Der junge Graf war nach dem langen Fiebertraum endlich zum vollen Bewußtsein wieder erwacht. Seine erste Frage aber war nach dem Engel gewesen, der ihn in der Krankheit umschwebt hätte.

Der alte Nikolaus und seine Leute hatten kein Verbot zu schweigen und sagten, was sie wußten, daß es die junge Gräfin Belmont, seine Gattin, gewesen sei.

Der junge Graf hätte durch die Aufregung, in die ihn diese Nachricht versetzte, leicht einen Rückfall haben können.

Zum Glück überwand er die Gefahr besser, als man hätte denken sollen.

Die Genesung aber schritt durch die Freude, seine Gattin in der Nähe zu wissen und durch die Gewißheit, daß sie ihn, der ihrer Liebe sich völlig unwürdig gemacht hatte, doch noch liebe, viel rascher vorwärts.

Doch durften Beide sich nicht sehen und sprechen, so sehr sie auch ihr Herz dazu drängte.

Papa Oberlin hatte es strenge untersagt, bis die Gesundheit des Kranken sich so weit gekräftigt habe, daß er eine solche Aufregung vertragen könne.

Es war eine harte Geduldsprobe, die ihrer Sehnsucht auferlegt wurde. Desto größer aber war die Freude, als endlich die Erlaubniß kam.

Der junge Graf wurde in dem Wagen des Baron Leutersleben nach Waldbach gebracht. Der Baron holte ihn selbst ab. Beide hatten sich schon vorher gesehen und gesprochen und hatten alle Zwistigkeiten, die jemals zwischen ihnen bestanden hatten, beigelegt.

Jetzt schlug auch für die Gatten die Stunde der Veröhnung. Der Graf zitterte und bebte. Ihm stand seine Verblendung so recht vor Augen, als er die rührend schöne Gestalt seines mißhandelten Weibchens sah, fiel er laut weinend auf die Kniee und flehete sie an, ihm zu vergeben.

Auch sie schluchzte laut auf. Dann aber sich fassend sagte sie: „Schweig, Robert, schweig! Du brichst mir sonst mit deinen rührenden Worten das Herz. Ich habe Dir nie gezürnt und habe nie aufgehört, Dich zu lieben. Ich habe nur um Dich getrauert und danke Gott jetzt, daß er Dich zur Besinnung und zu besseren Gedanken hat kommen lassen.“

Die Herrschaften blieben noch lange im Steinthal. Ihr Aufenthalt aber war von großem Segen für sie selbst sowohl, als auch für die Dörfer, in deren Besitz der

Graf später wieder kam. Denn dort waltete von da an ein Geist, der ähnlich war dem Geiste im Steinthal.

Die gräfliche Familie ist späterhin noch zu großen Ehren und Reichthümern gekommen, aber niemals hat sie des Steinthals und des schlichten Pfarrer Oberlin vergessen.

Es bestand eine fortwährende Verbindung entweder durch Briefe oder Besuche. Auch mit dem jungen Johann Heinrich und dem alten Nikolaus in Bellefosse und den Kronenwirthsleuten in Muzig wurde eine Verbindung aufrecht erhalten.

Bei jedem Besuche im Steinthal übernachtete das gräfliche Paar in Muzig in der Krone und besuchte regelmäßig das Häuschen in Bellefosse.

Später aber gingen die gräflichen Kinder dieselben Wege und machten dieselben Besuche. Denn die Kronenwirthin und der alte Nikolaus und Pfarrer Oberlin wurden alle drei sehr alt, der Pfarrer Oberlin aber am ältesten. Er hat noch bis 1826 gelebt.

Das heißt, er lebt jetzt noch, wenigstens sein Geist und nach Jahrhunderten wird es noch wahr sein, was auf seinem Grabstein im Kirchhof zu Fouday (Urbach) steht:

Und fragst Du wie geheßen,
Dem Solches Gott befaht?
Geh' hin, das kann Dir weisen
Jedwedes Kind im Thal.
Zum schlichten Kirchhofsteine
Geleiten sie Dich hin,
Hier liegen die Gebeine
Des Pfarrers Oberlin

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Robinson der Jüngere

von Joachim Heinrich Campe.

Für das Volk und die Jugend

neu bearbeitet von

W. D. von Horn (W. Dertel) dem Spinnstubenschreiber.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit 4 Stahlst. 20 Bog. Eleg. geb. Preis nur 1 Mark 60 Pfg.

Die Gespräche sind in dieser neuen Bearbeitung weggefallen, da solche doch nicht wirkten, was sie wirken sollten, weil erfahrungsgemäß meistens gerade die fähigen Kinder dieselben bei der spannenden Geschichte überschlagen haben.

Dagegen ist das Resultat der Gespräche — die Belehrung — in den ungestörten Gang der Geschichte verflochten, und daß dies auf religiös-sittlichem Boden in richtiger Form geschehen, dafür mag der Name des Verfassers eine Garantie geben.

Der Rhein.

 Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte von W.

D. von Horn. Zweite verbesserte Aufl. Groß 8°. 35 Bogen mit 36 Stahlstichen. Prachtvoll geb. in Goldschnitt. Preis 15 Mark. — Geheftet 13 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren, welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimath nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte, und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe. Prachtvoll geb. Preis 18 Mark.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Friedel.

Eine Geschichte aus dem Volksleben.

Von W. D. v. Horn (W. Dertel).

Fünfte neu durchgesehene Auflage.

Mit 5 Stahlstichen. Elegant geheftet 2 Mark, prachtvoll in Goldschnitt gebunden 3 Mark 50 Pf.

Seinen Ruf begründete W. D. von Horn durch den Friedel. Dieses beste Volksbuch, fromm, innig und populär, zeichnet sich ebenso sehr durch treffende Schilderungen des Häuslichen und Landschaftlichen aus, wie durch Wahrheit und Tiefe der Charakterzeichnung. Sowohl allen Familien, in denen reine Erzählungen gesucht werden, als allen Volksbibliotheken empfohlen.

Thiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen

aus dem Leben der Thierwelt.

Von Dr. Karl Oppel.

40 Bogen gr. 8^o mit 24 Tafeln in Lendruck. — Prachtvoll gebunden Preis 9 Mark.

Ein Werk, das nicht im trocknen Tone der Wissenschaft belehren will, sondern in der unterhaltenden und fesselnden Form einzelner Erzählungen. Nicht das gelehrte System ist hier die Hauptsache, sondern die anschauliche Schilderung, wie die Thiere leben, ihre Nahrung suchen, sich vertheidigen; wie sie die merkwürdigsten Züge von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, von Muth und Aufopferungsfähigkeit, wie von Bosheit und Rachsucht, von List und Verschlagenheit zeigen, und wie sie der Mensch nützt und sich dienstbar macht. Das Buch wird in der Hand des Lehrers wie in der des Schülers dienen, den naturhistorischen Unterricht zu beleben und anziehend zu machen, wird ein unterhaltendes und zugleich belehrendes Lesebuch für die Jugend, Familie und das Haus sein und das Interesse für die Thierwelt in allen Lesern anfachen. Dazu bietet es ein reiches, jahrelang gesammeltes Material und wird ohne Zweifel manchen Leser zu eigenen Beobachtungen anregen.

Druck von K. Schwaab in Wiesbaden.